Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 15. Mai — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Sonntag — Zuflucht — Diesseits und Jenseits. Ein Beitrag zu Jathos Diesseitsreligion. Mit Nachwort des Herausgebers — Aus einem tariflich organisierten Gewerbe. Schluß — Neue Glossen zum Balkankriege. 7. Einiges von Klerus und Kirche — Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland. 6. Die geistlichen Schulen — Verschiedenes: Aus dem Protokoll der Casseler Synode; Zu Pfarrer Engelhardts Forderungen; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sonntag

Was wohl der Sonntag, einkehrstill,
Nur immer von dir haben will?

Deine Seele will er, das arme Ding,
Den müden, mißhandelten Schmetterling.

Er will ihm frischen den Farbenglanz,
Daß er fröhlich fliege im Sonnentanz,

Der ganze graue Wochen lang
Sich über keiner Blume schwang.

Gustav Schüler

Zuflucht

Wie teuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben! Ps. 36, 8.

Müde werden — das scheint unsres Lebens Tagesbestimmung zu sein. Es scheint alles darauf angelegt, daß wir am Abend mit unsrer Kraft zu Ende sind. Auch am Lebensabend, wenn wir ihn erreichen.

Müde werden — das ist ein Stück dämmernder Hilflosigkeit. Müdigkeit übermannt uns. Starke Männer, die sich des Schlafes erwehren wollten, erliegen zuletzt nach heftiger Gegenwehr. Wie auch die Stärksten dann ganz hilflos werden und sich mit ihrem ganzen Dasein dem dahinrasenden Planeten überlassen müssen!

Wenn das Kind beim Spiel der Müdigkeit erliegt, der Greis mitten im Zuhören, der handfeste Arbeiter beim ersten Stillesitzen in der Feierabendruhe, — das ist wie ein Schicksal im Kleinen. Eine freundliche, feierliche, wortlose Predigt von der schlechthinigen Notwendigkeit des Vertrauens.

Ein Tag sagt es dem andern und eine Müdigkeit der andern: es geht nicht ohne Vertrauen. Nur das ist die Frage: wem wir uns anvertrauen wollen, dem Schwunge des Planeten, der „Mutter Natur“?

Es ist zum Zeichen tiefgründiger, resignierter Ueberlegenheit erhoben worden, von der „Unerschwinglichkeit des Gottvaterglaubens“ zu reden. Man spricht lieber von „Mutter Natur“. Das klingt gemütvoll und einwandfrei, denn die Naturwissenschaft scheint irgendwie von ferne her die Flügel darüber zu breiten. Dem Vatergott vertrauen gilt nicht mehr für männlich; männlicher scheint das Zutrauen zu Mutter Natur, — und vernünftiger, wenn gleich sie sich tagaus, tagein als wahre Rabenmutter zeigt.

Aber gilt das nicht auch von dem „Vater im Himmel“? Müßte man nicht auch von ihm mit solchen bitteren Namen reden?

Man müßte es wohl, wenn nicht der Vater ein Gesetz gegeben hätte, das wir bei Mutter Natur vergebens suchen. Das Gesetz, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen sollen. Mutter Natur hat auch ihre Ordnungen, und auch sie können voll Segen werden. Aber nur dann, wenn eine naturüberlegene Wirklichkeit sie zum Segnen zwingt. Das tut der Vater. Seine Güte tut es. Sie hat den ganzen Weltlauf uns zum Dienst gestellt. Auch wenn das ganze Ungemach des Erdenloses über uns hereinbricht, — „er bringt uns doch zum Ziele, auch durch die Nacht.“ Und er vergibt. Mutter Natur vergibt nichts. Sie hat nur unerbittliche, unendliche Ketten von Ursache und Wirkung, Wirkung und Ursache . . .

Darum, wenn wir müde werden und die Hilflosigkeit uns alles aus der Hand nimmt, wenden wir uns nicht zu Mutter Natur, sondern zum Vater im Himmel und freuen uns unsrer Geborgenheit in seiner Güte. Und Mutter Natur muß uns die Bilder der Geborgenheit geben: Wie teuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben! P J

Diesseits und Jenseits

Ein Beitrag zu Jathos Diesseitsreligion

1

Auf dem Berliner Weltkongreß für freies Christentum hat Georg Wobbermin in seinem Vortrage über Religionspsychologie mit Beifall das Wort von Arthur Bonus angeführt, das Streben nach Diesseitigkeit der Religion sei eine fürchterliche Albernheit. An einer andern Stelle in einem Aufsatz „Monismus und Monotheismus“ in der Zeitschrift für Theologie und Kirche nennt er Diesseitsreligion eine ausgewachsene contradictio in adiecto.

Die Schärfe und Unbedingtheit dieses Urteils muß den Laien, der unbefangen im Denken und Empfinden der heutigen Zeit lebt, schmerzlich berühren. Hier scheint sich der vielfach fühlbare Gegensatz zwischen Theologen- und Laienreligion in der größten Breite aufzutun. Oder sollte der tiefere Grund für so heftige Worte ein andrer sein? Wir beobachten zuweilen, wie unsre modernen Theologen, zur Stellungnahme in einem der Konflikte zwischen kirchlicher Ueberlieferung und modernem Denken gedrängt, mit überraschender Entschiedenheit sich auf die Seite der Ueberlieferung stellen und sich zu den Worten, die einen deutlichen positiven Klang haben, bekennen, wie um nur ja den Vorwurf zu entkräften, als sei ein moderner Theologe nicht ein Bekenner positiven Christentums. Bei keinem der Schlagworte aber, an denen sich die Geister scheiden, reagiert heute der moderne Theologe so empfindlich wie bei dem Worte Diesseitsreligion. Der Jathoprozeß vollends hat uns um jede Ruhe und Gelassenheit in der Erörterung dieser Frage gebracht.

Hier rückten auch solche Theologen geflissentlich von Jatho ab, die in andern Stücken seine Ketzereien mehr oder weniger zu verteidigen oder doch zu entschuldigen geneigt waren. Und dennoch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Jatho in keinem der fünf Punkte der bekannten Anklageschrift der Zustimmung unsrer Gebildeten, soweit sie sich nicht kirchlich strenggläubig nennen, so gewiß sein darf wie in seiner Stellung zum Jenseits. Schon diese Wahrnehmung sollte die Aufmerksamkeit der modernen Theologie und aller derer in unsrer Kirche fesseln, die nicht mit einstimmen in das bequeme Verdammungsurteil, das vom Unglauben und Atheismus des modernen Menschen und von der materialistischen Diesseitigkeit unsrer Zeit redet, die vielmehr überzeugt sind, das auch das Suchen unsrer Zeit von starken und reinen religiösen Impulsen getragen ist und daß das Verstehen vor dem Zurechtweisen steht.

Aber noch ein andrer Grund drängt zur Erörterung der Jenseitsfrage. Um auf ihn hinzuführen, sei es erlaubt, etwas weiter auszuholen.

Die Harnacksche Theologie hat bekanntlich — so sagte Harnack selbst einmal im Scherz — nach der Meinung ihrer Gegner den Darwinismus auch in die Religion eingeführt. Daran wäre zunächst nichts Verwunderliches. Die historische Schule lehrt uns, die christliche Religion als geschichtlichen Prozeß, also als einen Werdegang, verstehen, in dem wie in aller Geschichte Gedankengebilde entstehen und vergehen, um wieder neuen Platz zu machen. Also auch unsre Religion ist ein Produkt der Entwicklung und damit der Umbildung und Wandelung. Könnte nicht diese Einsicht uns, zumal den von kirchlichen Lehrstreitigkeiten hin und hergeworfenen Laienchristen, dazu dienen, Furcht und Schrecken zu bannen, die uns unter dem Druck der vermeintlich absoluten Bedeutung unsrer Glaubensfragen und des Streites um sie befallen haben? Merkwürdigerweise aber macht die moderne Theologie in der öffentlichen Verteidigung ihrer Positionen gegen Angriffe von der Seite der Tradition gar keinen Gebrauch von dem Gesichtspunkte der Entwicklung. Die für ihn nächstliegende Darstellungsformel „Frühere Zeiten dachten darüber so, wir Heutigen denken darüber anders“ finden wir fast nirgends. Statt dessen wird entweder die Abweichung von der Tradition als nebensächlich und deshalb der Erörterung unwert hingestellt oder die moderntheologische Position als eine im Urchristentum wurzelnde verteidigt; so beim Glaubenssatz von der Jungfrauengeburt, wo man zu hören erwartete, unsrer Zeit bedeute dieses Dogma nicht mehr dasselbe wie früheren Zeiten, und statt dessen hörte, das Urchristentum habe in Johannes und Paulus Vertreter gehabt, die nichts von diesem Dogma gewußt hätten. Steht es denn so, daß unsre Theologen uns noch nicht für reif genug halten, um den Wandel der Zeiten und nichts Andres für einen vollgültigen Rechtstitel der Abweichungen modernen Denkens von der Lehrüberlieferung der Kirche zu erklären? Und ist nicht die Scheu vor dieser Mündigsprechung des modernen Christenmenschen mitschuldig daran, wenn in führenden Kreisen und breiten Schichten innerhalb der Kirche noch immer nach katholischer Weise jeder Modernismus als solcher schon für Häresie erklärt und wie im Urteilsspruch wider Jatho einfach so argumentiert wird: „Dies ist Irrlehre, denn es weicht von dem ab, was bisher zu allen Zeiten für Christentum gegolten hat“? Als ob das zwanzigste Jahrhundert nicht ebenso wie alle früheren das Recht hätte, von einem Stück der Kirchenlehre zu sagen: „Neunzehn Jahrhunderte lang hat man darüber so gedacht, wir Heutigen denken anders.“

So und nicht anders steht es mit dem Jenseitsglauben. Das sollen die folgenden Ausführungen zu beweisen suchen. Dabei sei allen denen gegenüber, die gegen die notgedrungene verstandesmäßige Zerschneidung dessen, was ihnen Herzenssache ist, Einspruch einlegen und die Unaufgebbarkeit ihres Standpunktes aus der Kraft beweisen wollen, mit der ihr Gemütsleben den Jenseitsglauben fordert, an das Wort Carlyles erinnert, der von seinen Zeitgenossen und ihrer Strenggläubigkeit urteilte: Man glaubt nicht mehr an diese Lehre, man glaubt nur noch, daß man daran glaube, deshalb die heftige Verteidigung ihres Inhalts. Der Angreifer aber, das muß immer wieder betont werden, handelt nicht aus Mißachtung der Pietät und Tradition, sondern getrieben von dem Zwange, der in der Religion das heilige Vorrecht hat vor Pietät und Tradition, dem Zwange zur Wahrheit und zur Wahrhaftigkeit gegen uns selbst.

2

Betrachten wir den Jenseitsglauben in der Geschichte der christlichen Kirche rückwärts, so sieht auch das Auge des Laien, daß der Abfall der heutigen Gebildeten von der überlieferten Lehre nicht erst seit gestern datiert, sondern sich in den Zusammenhang eines langen Umwandlungsprozesses des menschlichen Denkens über Himmel und Erde, Leben und Tod einfügt. Grob gezeichnet lassen sich die Entwicklungsstufen des christlichen Jenseitsglaubens aufzeigen; die erste glaubt an den Anbruch des Gottesreichs auf der Erde, die zweite an Auferstehung des Leibes, die dritte an die Unsterblichkeit der Seele.

„Dieses Geschlecht wird nicht sterben, bis dies alles geschehen wird.“ Bei diesen und ähnlichen Worten empfinden wir, wie grundverschieden die Jenseitserwartung der Gläubigen, die dies niederschrieben, von der der späteren Kirchenlehre war. Hier sollte das Himmelreich auf die Erde herabkommen und dem leiblichen Tode für immer ein Ende machen. Erst da sich dieser Glaube durch den Gang der Geschichte als irrig erwies, wendete sich die Hoffnung der Christen der Ueberwindung des Todes durch leibliche Auferstehung von der Art zu, wie Christus als der Erstgeborene seiner Brüder sie ihnen vor Augen gestellt hatte. Dieser Glaube herrschte solange, als ihn die Weltanschauung trug, die man mit etwas karikierender Deutlichkeit das Weltbild der drei Stockwerke genannt hat, also bis zu Kopernikus. Heute ist er unter den Gebildeten abgestorben und von der Kirche anscheinend stillschweigend fallen gelassen. Aber auch das ist zweifelhaft angesichts des von der Christenheit noch immer bekannten Glaubens an das „Aufgefahren gen Himmel“, das ohne gewaltsame Umdeutung oder völlige Verflüchtigung seines Sinnes nicht gut anders verstanden werden kann denn als eine Hinüberführung der leiblichen Person Christi in einen räumlich gedachten Himmel. Der schmerzliche Konflikt, in dem hier der Bibelglaube des strengen Kirchenchristen mit dem Denken unsres Zeitalters steht, ist ein wichtiger Beleg für die Tatsache und das gute Recht eines in der Geschichte sich vollziehenden Wandels auch solcher Glaubenssätze, die zu den wesentlichsten und selbstverständlichsten Stücken des Glaubens der Väter gehört haben. Aber noch mehr; der Entwicklungsprozeß des Uebergangs von dieser Stufe des Jenseitsglaubens zur nächsten läßt sich an einer Stelle sozusagen aus nächster Nähe im Kleinen beobachten. Nämlich im Kampf um die Sitte der Feuerbestattung. Sie ist ja recht eigentlich ein Kind des modernen Unglaubens gegenüber dem Dogma von der Auferstehung des Leibes. Wie schwer und widerstrebend aber lassen sich unsre altgläubigen Christen das Zugeständnis abringen, daß diese Sitte mit dem Dogma nichts zu tun hat und den Jenseitsglauben nicht zu stören braucht. Dieses Zugeständnis öffnet ihnen erst völlig die Augen dafür, daß jener Glaube an Auferstehung des Leibes wirklich überwunden ist und in unserm Zeitalter keine Stelle mehr hat. Und wie wenig vermag selbst dieses Zugeständnis den tiefen Widerwillen jedes Altgläubigen zu überwinden, mit dem er die neue Sitte vordringen sieht, die verdrängen will, was ihm als Symbol seiner Ewigkeitshoffnung für sein frommes Empfinden ebenso wertvoll ist, wie es seinen Vätern der Glaubenssatz war; denn wenn auch nicht mehr mit dem Verstande, mit Herz und Gemüt hält er noch immer fest an der Auferstehung des Leibes. Noch ehe hier die Kirche mit ihren Bräuchen in hartem Kampfe Schritt für Schritt vor der neuen Zeit zurückwich, hatte das Zeitalter der Aufklärung seine neue Formel für den unvergänglichen Gehalt der Religion in den drei Worten Gott, Freiheit und Unsterblichkeit gefunden. Wir Heutigen aber wissen, wie trügerisch, wie viel- und nichtssagend, wie oberflächlich diese drei Worte waren. Was das für ein Gott sei, bei dieser Frage öffnen sich uns erst die Probleme des Pantheismus, des Monismus; wie diese Freiheit mit Gottes Gnade und Führung vereinbar zu denken sei, diese

Schwierigkeit erst führt uns in die Wirrsale des Streits um Determinismus und Indeterminismus. Ebenso trügerisch aber ist der freilich unter unseren Gebildeten weit verbreitete Glaube, mit dem Wort „Unsterblichkeit der Seele“ sei eine klare, Jedermann beruhigende Definition des für denkende Menschen annehmbaren christlichen Jenseitsglaubens gegeben.

Freilich, Eins war mit dieser Formel gewonnen. Der christliche Jenseitsglaube war ein für allemal sicher gestellt gegen jeden Angriff von der Seite des Naturerkennens, des menschlichen Wissens und Denkens; denn er hatte sich in das Jenseits hinübergerettet, das dem Menschengeist nun einmal unerforschlich bleibt.

Aber mit welchem Preise war dieser Gewinn erkauft? War dieser Jenseitsglaube nicht insoweit, als er unangreifbar geworden war, auch ungreifbar geworden? Der Himmel ist ihm kein Ort mehr, — also ein Ding, das kein Ort ist, ein Nichtort! Was sollen wir uns dabei denken? Ist es nicht Selbsttäuschung, zu meinen, man könne an ein Existieren denken, ohne einen Ort dafür notwendig mitzudenken? Und die Seele soll der Teil von uns sein, der fortlebt. Was ist aber die Seele? was ist mein Ich, meine Persönlichkeit, wenn ich sie getrennt von meiner leiblichen Existenz denken soll?

Die landläufigen Vorstellungen derer freilich, die sich innerlich zum Glauben der Kirche bekennen, wissen nichts von solchen nachdenklichen Fragen. Sie scheuen eher davor zurück, nennen es „unnützes Grübeln“ und bekennen sich stolz zu dem sogenannten Kinderglauben, den der Christ sich nicht rauben lassen dürfe. Aber nirgends ist so deutlich wie hier zu sehen, wohin man treibt, wenn man das Ideal „zu werden wie die Kinder“, das vom Gemütsleben gilt, auf das Vorstellungsleben anwendet. „Wie wirds sein, wie wirds sein, wenn ich zieh in Salem ein?“ Die Antwort malt mit der naiven Phantasie des Glücksbedürfnisses, wie es das Kind für die allernächste Zukunft empfindet. Da sehen wir vorwiegend meist drei Jenseitserwartungen:

Die Verbindung der Abgeschiedenen mit dieser Welt ist die nächste Vorstellung, die da Trost am Grabe bietet. Die verstorbenen Eltern sehen segnend aus dem Himmel auf ihre Kinder herab. Wie schön klingt das, so lange man die Abgeschiedenen noch unter den Lebenden wünschte! Aber beobachten wir nicht auch ein Ueberaltern der ältesten Generation, ein Fremdwerden der Urahne unter Nachkommen, die sie mit neuen, fremden, verletzenden Gedanken, Gewohnheiten und Sitten umgeben? Wie vieles muß das Auge des Greisenalters sehen, von dem es sich abwendet mit dem heißen Wunsche: Wenn ich doch erst gestorben wäre! Aber noch mehr, wie spielerisch, wie wenig tief wurzelnd die Vorstellung vom Herabschauen unsrer Lieben auf unser Tun gebildet ist, beweist die Beobachtung, daß sie alsbald ins Gegenteil umschlägt, wenn es nicht mehr Herzensbedürfnis ist, sie festzuhalten. Denn handelt das Kind übel, so heißt es: Wie gut, daß deine Mutter das nicht mehr an dir erleben mußte!

Die zweite Jenseitserwartung ist das Wiedersehen mit unsern Lieben im Jenseits. Der Bismarckbiograph Marcks erzählt aus der Zeit, da der junge Bismarck im Kreise der Pietisten um seinen Freund Blanckenburg lebte, wie diese Frommen den Tod der Freundin Marie von Blanckenburg nicht anders empfunden hätten denn als eine kurze, vorübergehende Trennung, wie wenn bei einer gemeinsamen Reise einer der Gefährten eine Station vorausfährt, um dort die Nachkommenden demnächst zu erwarten. Und charakteristisch ist dabei, wie die Selbstverständlichkeit dieses Glaubens gerade in dem Ernst und der Tiefe des positiven Christentums jener Pietisten begründet war. Hier ist innerhalb der ganzen christlichen Kirche in Vergessenheit geraten, was Jesus auf die Frage nach dem Weibe mit den sieben Männern geantwortet hat, ein Wort, das mit aller Deutlichkeit verbietet, auf eine Wiederknüpfung der zerrissenen Bande der Ehe, Verwandtschaft und Freundschaft zu hoffen. Und bedarf denn der Denkende, der weiter als das spielende Kind blickt, eines solchen warnenden Bibelwortes? Auf die nächste Zukunft gesehen freilich ist es süßer Trost am Grabe, ein Kind seinen Eltern, ein Mädchen dem Kreise der Gespielinnen zurückgegeben zu denken. Wie aber steht es, wenn dreißig und sechzig Jahre verstreichen und die Jugendgespielen und der kindliche Geschwisterkreis ins Greisenalter hinübergewandert sind? Vollends der Wechsel der Generationen, in dem jedes Menschenkind zuerst seinen Großeltern und Eltern zu Füßen spielt, zuletzt Kinder und Enkel zu seinen Füßen spielen sieht, er macht den Gedanken des Wiedersehens mit dem ganzen Kreise derer, die in einem langen Leben eines Menschen Nächste und Liebste waren, völlig unvollziehbar; wie könnte so etwas gar Wunsch und Hoffnung sein!

Die stärkste Position hat scheinbar die dritte der meistgepflegten Jenseitserwartungen, die Weiterführung der eigenen Lebensarbeit. Von einer den Bismarckschen Pietisten nicht ganz fernstehenden Seite begegnete mir einmal der Gedanke, daß ein Mann, der das Klavierspiel über alles liebte und das Unglück hatte, den Daumen einer Hand zu verlieren, der Hoffnung lebte und dafür seine Finger übte, daß er dereinst im Himmel seine gesunde Hand wiedererhalten würde. Darüber werden wohl die meisten Gebildeten heute lächeln. Aber man beachte die Verworrenheit und Dunkelheit der hier herrschenden Vorstellungen und Gedanken, die sich darin äußert, daß es unmöglich erscheint, anzugeben, wo denn ungefähr die Grenze zu ziehen sei zwischen den sinnvoll-wahrscheinlichen oder gewissen Glaubenserwartungen und den sinnlos-lächerlichen Bildern, die als aufdringliche Spukgestalten nur zu gern und unverhofft bis in den geheiligten Bezirk der Grabsteininschriften und Trauerzeremonien vordringen. Aber auch davon abgesehen erscheint wiederum nur dem nächsten und frischesten Schmerz über ein aus blühendem Leben und reichem Schaffen dahingerafftes Menschenkind der Wunsch erklärlich, daß damit nicht alles aus sei, daß ein hier halb vollendetes Werk drüben seine Fortsetzung finden werde. Können aber solche Empfindungen dem ruhigen Denken standhalten? Lebensarbeit, Lebenswerk, diese Worte bezeichnen schon Etwas, das der endlichen Welt angehört, das Anfang und Ende in der Zeit haben muß. Keines Menschen Lebensarbeit läßt sich ins Unendliche fortgesetzt vorstellen. Und das Menschenleben selbst beschreibt eine Kurve, deren Phasen mit Kindheit, Jugend, Vollkraft, Alter und Verfall den Inhalt mit Notwendigkeit bestimmen. Daß ein über das Mittelmaß so hoch hinausragender Geist wie der eines Goethe bis ins höchste Alter hinein immer noch zu wachsen, zu reifen, sich zu erhöhen scheint, wird sich anders denn als Ausnahmeerscheinung nicht würdigen lassen. Denken wir an die großen Helden unsers Vaterlandes, an Friedrich den Großen, an den alten Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, mit welchen Empfindungen erfüllt uns der Gedanke an ihre Todesstunde? Sicherlich nicht mit der Erwartung, daß sie hinübergingen, um in neuerworbener Rüstigkeit neue Schlachten zu schlagen und einem neuen Vaterlande Ruhm und Ehre zu erkämpfen. Nein, sondern unsrer Stimmung entspricht allein das Wort: „Selig sind die Toten, denn sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Aber auch jedes schlichte Alltagsleben verlangt, wie es einen ersten Anfang in der Zeit hat, vor dem es nicht war, einen End- und Ruhepunkt als zeitlichen Abschluß. Ja der Gedanke des endlosen Weiterlebens, einer ewigen Postexistenz, der doch keineswegs eine ewige Präexistenz der einzelnen Persönlichkeit entspricht, kann für unsre Vorstellung sogar etwas Furchtbares bekommen. So unlöslich ist das einzelne Menschenleben mit dem zeitlich-räumlichen Diesseits, in dem es verläuft, verbunden, so fest ist es hier hineingewoben.

Die vorstehenden Darlegungen reden nun allein von dem, was uns vorstellbar ist. Sie sind deshalb dem Einwurf ausgesetzt: Ist denn nur das unserm beschränkten Vorstellungsvermögen Faßliche wirklich? Liegt nicht die Welt des Glaubens jenseits unsres Erkennens und Begreifens?

Darauf ist Zweierlei zu antworten, und das gehört zum Wichtigsten, was über die Frage gesagt werden muß.

Einmal bedeutet die Abkehr des modernen Denkens vom Glauben an ein Leben nach dem Tode keineswegs ein Streben nach einem umgekehrten Glaubenssatze des Inhalts, es gäbe keine Unsterblichkeit der Seele, kein Weiterleben der Persönlichkeit über den Tod hinaus. Schon der Respekt vor den großen

Denkern aller Zeiten, die den Gedanken der Unsterblichkeit gesucht und gehegt haben, sollte davor behüten, eine Ueberzeugung über diese Frage wie ein fertiges Dogma zu proklamieren. Wir wollen die hohe Warte stehen lassen, von der seit Menschengedenken die Weitsichtigen unter den Menschen, Dichter und Denker, ihr Auge in die Ferne schweifen lassen, das Land des Jenseits zu erspähen, das ihre Seele sucht. Aber dieses Suchen der Großen im Reiche der Philosophie, dieses Spekulieren und Dichten ist etwas ganz Andres als der Jenseitsglaube unsrer Kirche. Und das führt zum Zweiten:

Das Christentum als die Religion, die uns für unser Leben zum praktischen Gebrauch dargeboten wird, sie ist etwas ganz Andres als Philosophie, Spekulation, Abstraktion. Und der Jenseitsglaube, der zu allen Zeiten dem Christentum eigentümlich war, ist etwas Andres als das rationalistische Postulat des Aufklärungszeitalters, genannt Unsterblichkeit der Seele. Das Christentum hat auch niemals mit allgemeinen Vernunftgründen wie dem Wesen der Persönlichkeit argumentiert. Sein Glaubens**grund** hieß und heißt **Offenbarung**, sein Glaubens**inhalt** war so konkret und greifbar, wie das Wort: „Wahrlich ich sage Dir, heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein“ und sein Glaubens**beweis** lautet: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel.“ Und weil sich an der Deutung und Bewertung dieser Schriftworte und des Begriffs der Offenbarung recht eigentlich der alte Glaube in unsrer protestantischen Christenheit von einem neuen Glauben scheidet, deshalb wird die Stellung zur Jenseitsfrage als die entscheidende im Kampfe des Christentums mit der neuen Zeit empfunden, deshalb erklären die berufenen Hüter der reinen Lehre: Nur der darf evangelischer Prediger sein, der seiner Gemeinde als Trost an Gräbern den Jenseitsglauben der Kirche verkündet. Hier tritt uns also eine Glaubensforderung entgegen, die sich mit dem Druck eines moralischen, ja eines rechtlichen Zwanges auf unser Gewissen legt. Aber gerade solchen Zwang erträgt unser religiöses Gewissen am wenigsten; der Selbständigkeitssinn des Protestantismus und der Wahrhaftigkeitssinn unsrer Zeit lehnt sich auf gegen diese katholisch anmutende Forderung einer fides implicita.*) Von der Theologie nun, die sich die moderne nennt, wird es abhängen, ob sie im Widerstreit des modernen Denkens mit der Kirchenlehre für das Recht des modernen Denkens und für dessen Forderung nach Fortbildung und Erneuerung des überlieferten christlichen Glaubens eintreten und uns die Harmonie von Religion und Bildung, Glauben und Wissen, Kirche und Kultur erhalten will.

Wenn wir vom Standpunkte des modernen Denkens aus an die Hülfe dieser Theologie appellieren, so dürfen wir sie dabei auf den Ertrag ihrer eigenen Arbeit verweisen. In ihm sehen wir bereits die erhoffte Umbildung und Erneuerung, und zwar nach drei Richtungen hin:

Zunächst haben ihre Forschungsergebnisse die Grundlage des spezifisch christlichen Jenseitsglaubens zerstört. Daß der Tod der Sünde Sold sei, daß die Menschen sterben müssen, weil sie durch Adam sündig geworden seien, diese Verknüpfung eines Naturvorgangs mit den Dingen der geistigen, der moralischen Sphäre, ist als eine Eigenart der Theologie des Paulus erkannt, die nicht von Dauer sein konnte. Die enge Bindung der Auferstehungshoffnung an die Art und Weise der als Vorbild gedachten leiblichen Auferstehung Christi vollends und die daraus entnommene Beweisführung „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel“, sie konnte nur so lange den christlichen Auferstehungsglauben tragen, als jener Glaube an das materielle Wunder einer leiblichen Auferstehung und Himmelfahrt die Theologie beherrschte. Mit der immer weiter vordringenden Deutung der Auferstehung auf einen nur geistigen Vorgang fällt die Beweiskraft für unsre Jenseitserwartungen dahin. Der Glaube ruht nicht mehr auf Heilstatsachen, die die Geschichte bezeugt. Aber noch mehr; die moderne Christologie, die mit der Menschnatur Jesu Ernst macht und die alte Zweinaturenlehre aufgibt, bricht mit der naiven Vorstellung, als habe der himmlische Gottessohn ein Wissen von himmlischen Dingen mit auf die Erde gebracht, aus dem heraus er Worte wie dieses „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ als Mitteilung mit Offenbarungscharakter hätte aussprechen können. Hier liegt eine der praktisch wichtigsten Konsequenzen der modernen Christologie; hier erweist es sich, daß es weder ein Streit um Worte noch lediglich Sache des frommen Empfindens ist, ob man Christus göttliche Wesensattribute zuspricht und in welchem Sinne man das tut, sondern daß die Behauptung der modernen Weltanschauung „Jesus war ein Mensch“ für die Frage nach dem Auferstehungs- und Ewigkeitsglauben zu der Einsicht zwingt: Jesus hatte so wenig wie irgend ein andrer Mensch ein positives Wissen über das Jenseits; auch von seiner Person und aus seinen Worten läßt sich ein solches, das ein Vorzug des Christen vor dem Nichtchristen wäre, nicht herleiten.

Schon hier kündigt sich die Umbildung des überlieferten Glaubensgehalts, die uns beim Jenseitsglauben sogleich näher treten wird, in der Umformung des Offenbarungsbegriffs an, wie sie kürzlich ein moderner Theologe*) vollzog, indem er sagte, **Offenbarung sei Mitteilung nicht überirdischen Wissens, sondern überirdischer Lebenskräfte.** Beachten wir, wie das Wort Offenbarung hier eine Verschiebung seiner Richtung von der Zukunft auf die Gegenwart erfährt, so sehen wir uns damit auf die große Umwandlung hingewiesen, die der Sinn des Wortes „Jenseits“ durch die moderne Theologie zu erfahren im Begriffe steht.

Zurhellen hat in seiner Verteidigungsschrift für Jatho**) bereits darauf hingewiesen, daß die Lehre von den letzten Dingen, einst das Hauptstück des christlichen Glaubens, in Kaftans Dogmatik von 640 Seiten nur deren 10 ausfüllt, in denen nur kritische Bemerkungen zu den biblischen Anschauungen stehen und dazu die wiederholte Behauptung, es habe beim alten Glauben sein Bewenden. Daß der alte Glaube auch hier seinen Rückzug maskiert, braucht weder Verwunderung noch Tadel zu wecken; aber der wahre Sachverhalt muß es sich gefallen lassen, in helle Beleuchtung gerückt zu werden in dem Augenblick, da der neue Glaube unter uns Wirklichkeit geworden ist und um seine Existenz in der Theologie, um sein Heimatsrecht in der Kirche zu kämpfen genötigt wird. Da sehen wir denn, daß die **zeitliche** Vorstellung vom Jenseits ganz ebenso unter uns im Absterben begriffen ist, wie die **räumliche** bereits absterben mußte, seit die Aufklärung uns belehrt hat, daß der Himmel nicht da oben, die Hölle nicht da unten ist, daß der Leib nicht aufersteht. Der christliche Jenseitsglaube muß sich bis jenseits der ganzen äußeren Sinnenwelt, die wir den Kosmos nennen, aufschwingen, um unserm Denken Stand zu halten. Daß nicht alles beim Alten geblieben ist, lehrt am deutlichsten das Schweigen der heutigen Theologie von der ewigen Verdammnis. Der Glaube an Hölle und Teufel erscheint wie durch stillschweigendes Uebereinkommen zwischen Prediger und Gemeinde außer Geltung gesetzt. Die alte Vorstellung von einem Ort der Qual ist unhaltbar geworden, und es fehlt an einer Möglichkeit, sie dem heutigen Denken durch Umbildung anzupassen. Man müßte denn den Versuch dafür nehmen, dem ewigen Leben einen ewigen Tod gegenüberzustellen, eine mehr als bedenkliche Auskunft; denn das würde bedeuten, daß zwar die Geretteten ein ewiges Leben erwartet, für die Verdammten aber das Dogma des Materialismus, daß mit dem Tode alles aus ist, zur Wahrheit wird, was gegen das Hauptargument wider dieses materialistische Dogma streitet, die menschliche Persönlichkeit als solche sei unsterblich.

In den bekanntesten und berühmtesten Darstellungen des Christentums, die sich an die heutigen Gebildeten und besonders die Zweifler unter diesen wenden, so in den populären Vorlesungen von Harnack und Pfleiderer, ist die Lehre von den letzten Dingen vollends verschwunden, hat sie auch als peripherisches Stück des Christenglaubens zu gelten aufgehört.

Aber wenn alte Triebe vom gesunden Baum absterben, so geschieht das, weil neue Triebe wachsen. Der alte Jenseits-

*) Eines nicht an die Person gebundnen, sondern bloß auf die kirchliche Autorität gestellten Glaubens. D H

*) **Violet** in einem Vortrag der Berliner Diskussionsabende. Christliche Welt 1912 Nr. 14—16.

) **Zurhellen, Jathos Theologie, S. 86.

glaube ist erstorben, weil das Wort Jenseits einen neuen Inhalt erhalten hat. Otto Ludwig sagt am Schlusse seiner Novelle: Zwischen Himmel und Erde: „Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel komme, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, sucht ihn vergebens im ganzen All.“

Mit diesem Wort ist der neue Jenseitsglaube ausgesprochen, und es bedeutet: das Jenseits muß zum Diesseits werden. Daß dieser neue Glaube in unsrer Theologie festen Fuß gefaßt hat, dafür sind Wobbermin und Bonus selbst die zuverlässigsten Zeugen. Wobbermin nennt den richtig verstandenen Jenseitsbegriff eine qualitative Größe, die er der bisher als raum-zeitlich verstandenen gegenüberstellt.*) Das Jenseits ist ihm nicht mehr das Leben nach dem Tode, sondern die jenseits der materiellen, konkreten Alltags- oder Sinnenwelt gelegene höhere Welt der geistig-sittlichen Werte, kurz die Welt der Ideale. Und Bonus sagt: „Für den neuen Mythos liegt die andre Welt nicht außerhalb dieser, durch deren Untergang sie von ihr getrennt wäre. Wir kommen ihr vielmehr um so näher, je tiefer wir in unser Inneres hineinsteigen. Sie ist der Grund und Hintergrund dieser Welt, und ihre Kräfte und Mächte, aus diesen Tiefen aufsteigend, sind in und um uns. Denn in ihnen leben, weben und sind wir.“ **)

Finden sich hier auf dem Boden der sogenannten modernen Theologie der Metaphysiker und der Mystiker in der Proklamierung dieses neuen Jenseitsglaubens, so vergönnt uns die modern-positive Theologie darüber hinaus einen Blick in die Werkstatt dieses Umschmelzungsprozesses. Theodor Kaftan spricht in seiner „Modernen Theologie des alten Glaubens“ einmal von dem Glauben an ein „ewiges Leben, hier zeitlich und dort ewiglich“. In diesem ewiglich ewigen Leben sehen wir alten und neuen Jenseitsglauben friedlich Hand in Hand vor uns stehen; der alte hat sich nur durch das Kleid der Luthersprache („ewiglich“) kenntlich gemacht und zugleich von seinem modernen Bruder unterschieden, diesem die stillschweigende Umdeutung des Wortsinnes überlassend. So stellt der Verfasser mit kühner Neubildung dieses Glaubensbegriffs die Zwischenstufe vom alten zum neuen Glauben vor uns hin. Im alten Glauben hieß es: nicht hier, sondern dort ist das ewige Leben, im modern-positiven Glauben heißt es: sowohl hier, als auch dort ist ewiges Leben. Der neue Glaube, der unter Jathos Führung Einlaß in unsre Kirchen begehrt, sagt endlich: nicht dort, sondern hier wollen wir das ewige Leben suchen, denn etwas Qualitatives ist es, eine Gemütsverfassung, ein Seelenzustand, von dem die Bibel redet als vom Frieden mit Gott und Augustin in seinem Wort, das allen Christen einem Bibelwort gleich steht, vom Ruhefinden in Gott.

3

Es bleibt die Frage übrig: Bedeutet diese Verpflanzung des Glaubensbegriffs „ewiges Leben“ aus dem Jenseits ins Diesseits eine religiöse Einbuße? Oder bestätigt sich auch hier die Zuversicht, daß die Weiterentwicklung der Glaubensvorstellungen stets auch eine Höherentwicklung ist, die zu reinerer und kräftigerer Ausprägung der zentralen Ideen unsres Christenglaubens führen muß? Die Beantwortung der Frage erforderte eine neue selbständige Arbeit. Darum mögen drei kurze Andeutungen die Behandlung unsres Themas beschließen:

Der neue Ewigkeitsglaube hofft als ein Stück des „neuen Mythos“, den unser Zeitalter sucht, dem Christentum zu einer dreifachen Vertiefung zu verhelfen.

Die erste möchte ich die Versittlichung nennen in dem Sinne, daß die Aufmerksamkeit des Christenmenschen von dem, was mit ihm geschehen soll, wenn er gestorben sein wird, wobei er also eine passive Rolle spielt und um so leichter allerlei eudämonistische, egoistische, wo nicht materielle Erwartungen und Wünsche in seiner Phantasie groß ziehen kann (dahin gehört auch der vulgär-, aber pseudo-christliche Gedanke einer Schadloshaltung im Jenseits für alle, denen es im Diesseits unverschuldet schlecht ergangen ist), umgelenkt wird auf das, was er schaffen und vor sich bringen kann, ehe das Ende naht, mit dem alles Wirken aufhört. Unsre Diesseitsewigkeit steht hier im engsten Bunde mit Worten wie dem vom „Schaffen der Seligkeit“, vom „Tun des Willens“, von der Mahnung: „Ihr sollt vollkommen sein!“

Die zweite ist die Vergegenwärtigung der religiösen Kräfte des Christentums, und zwar im Gegensatze nicht zur Vergangenheit, wie der Evangelist Johannes Müller dieses Wort gebraucht und bekannt gemacht hat, sondern zur Zukunft. Dem Pessimismus, der das himmlische Jerusalem im hellsten Lichte erstrahlen, das irdische Jammertal in tiefe Schatten getaucht sieht, stellt unsre Diesseitsreligion den fröhlichen Glauben entgegen, daß das Reich Gottes zu uns in diese Welt kommt, mitten unter uns ist und uns die Erlösung von dem Uebel nicht als Anwartschaft auf das Himmelreich, sondern als eine im irdischen Leben wirksame Kraft schenkt, die den immer weiter fortschreitenden Sieg über alle widergöttlichen Mächte unter den Menschen verbürgt.

Die dritte endlich ist die Verinnerlichung oder Vergeistigung der Religion im Sinne einer tieferen Einsicht darein, daß es sich in der Religion ganz und gar nicht um Zeichen und Wunder wie leibliche Auferstehung oder um sinnenfällige Vorgänge sakramentaler Art handelt, sondern um die Seele und ihren Gott, um Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und um den Glauben daran, daß Gott Geist ist, das heißt aber: mehr und Größeres, als mit dem Lutherwort vom „lieben himmlischen Vater“ ausgedrückt ist, das uns glauben machen will, es sei im Gottesglauben alles beim Alten geblieben, und uns an den tausend Fragen der Theodicee, der Gebetserhörung, des Wunders und der letzten Dinge vorbeiführen will, als lebten wir noch in der Anschauungsweise unsrer Kinderstube.

Gott als Geist und das ewige Leben qualitativ zu begreifen, das erfordert freilich das Vermögen, die Religion aus der konkreten in die abstrakte Welt hinüberzuführen; aber sollte diese Aufgabe einem Zeitalter zu schwer sein, das die Hingabe und Begeisterung für so abstrakte Dinge, wie die nationale oder die soziale Idee es sind, seit Generationen als seinen Wesenszug bewährt hat? Die selbstlose Hingabe an eine über den einzelnen Individuen und ihrem individuellen Personleben schwebende Idee ist Religion und leitet ihren Sinn nur aus Religion her. Wie der Soldat in der Schlacht nicht an sich denkt, sondern an seinen Führer, seine Armee, sein Vaterland und an den Feind, und wie er, fallend und sterbend, nicht fragt: Was wird aus mir? sondern: Wird die Schlacht gewonnen? so soll der Christ nach der hier vertretenen Auffassung seines Christenglaubens ebenfalls nicht an seine Person, sondern an die Sache, das heißt an das Reich Gottes denken, das nicht an die einzelnen Seelen, nicht an Zeit und Ort, nicht an unsern Planeten oder irgend ein Sonnensystem gebunden ist, sondern für unser Denken und Vorstellen ewig und unvergänglich. Die Ewigkeit ist nicht für den Menschen, sondern der Christ ist für die Ewigkeit da, nicht er, sondern sie ist Selbstzweck. Indem er sich ihr hingibt und zuwendet, wie die Pflanze dem Licht, wird er ihrer teilhaftig und darf so im Glauben an den ewigen Gott mit dem Psalmdichter sagen: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.“

Soll aber deutlich zum Ausdruck kommen, was an diesem Ewigkeitsglauben das von der kirchlichen Ueberlieferung Abweichende ist, was im Umbildungsprozeß des Christenglaubens durch den Gang der Jahrhunderte gerade unser Zeitalter neu hinzubringt, so muß gesagt werden, daß unser Ewigkeitsglaube nicht mehr das Leben nach dem Tode, das aber heißt nach feststehendem Sprachgebrauch das Jenseits, sondern das Leben vor dem Tode, das Diesseits, zum Inhalt hat, daß also unser Zeitalter das Christentum zur Diesseitsreligion machen will.

Constantin von Zastrow

Nachwort des Herausgebers. Zur Sache wird Professor Wobbermin das Wort nehmen. Der Herr Verfasser vorstehenden Artikels ist ein so ernster Beobachter und Beurteiler unsrer Theologie wie unsers Kirchentums, daß ihm Gehör gebührt, auch wo wir ihm nicht weichen können. Sein mit Obigem verwandtes Wort in „Religion und Geisteskultur“ ist soeben samt der Entgegnung

*) Wo? Siehe unten.

**) Bonus, Vom neuen Mythos, S. 69.

von D. Steinmann im Buchhandel erschienen: Die Geheimreligion der Gebildeten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1913. 66 S. 1 Mk. Diese Zwiesprache bietet eine ausgezeichnete Ergänzung des vorstehenden Artikels.

Hier aber nun eine Bitte an unsre Leser, und zwar die ebenso wie v. Zastrow „Laien" sind. Ich zweifle an, daß v. Zastrow sich mit Recht als Sprecher unsrer gebildeten Laien gibt. Ich glaube nicht, daß auch nur die Mehrheit unsrer „Gebildeten" in Deutschland, sofern sie religiöses Leben haben und religiöse Ansprüche machen, die oben geschilderte Diesseitsreligion will unter Verzicht auf jede Jenseitshoffnung und Jenseitssehnsucht. Es würde das eine geistige Verarmung bedeuten, in welche die Meisten trotz aller Skepsis gegen die dogmatische Vorstellung nicht einwilligen mögen. Aber unsere Leser und Leserinnen müssen das besser wissen als ich. So sind sie gebeten, sich möglichst zahlreich in kurzen Zuschriften an mich zur Sache zu äußern. R

Aus einem tariflich organisierten Gewerbe

2

Wenn ich mich in dem sachlichen ersten Teil meiner Darstellung kurz zustimmend zu der Tarifidee geäußert und ihrer Durchführung die Erhaltung des gewerblichen Friedens in den letzten 17 Jahren zugeschrieben habe, so möchte ich doch Sanguiniker davor warnen, in ihr ein Allheilmittel gegenüber den Differenzen von Arbeitgebern und -nehmern zu sehen. Gewiß wird durch sie nach ihrem derzeitigen Stande die Zahl der Lohnkämpfe eingeschränkt und bei Schwierigkeiten das Eingreifen vermittelnder Organe erleichtert; wer sich aber ein offenes Auge für die Entwicklung der Massenpsyche bewahrt hat, kann nicht verkennen, daß die Voraussetzungen zur erfolgreichen Abschließung und Durchführung paritätischer Arbeitsverträge sich im Lauf der letzten 20 Jahre eher verschlechtert als verbessert haben. Denn die Einräumung eines fest umrissenen Rechtsbodens an beide Parteien hat doch zur Voraussetzung die loyale Gesinnung auf beiden Seiten, den festen Willen, gewissenhaft die Rechte des Andern zu achten, und wenn irgendwo der Versuch zu Tage tritt Willkür an die Stelle des Rechts zu setzen, mit vereinten Kräften das aus gemeinsamem Willen hervorgegangene Gesetz hochzuhalten. Das ist nichts Geringes, sondern fordert, wenigstens von den Tariforganen und der Mehrheit der Tarifanhänger, eine beträchtliche Charakterhöhe.

Haben unsre Volksgenossen in unsrer viel geschmähten Zeit eine solche aufzubieten? Wenn wir an die häufigen Sabotageakte bei den Romanen denken, will es ja scheinen, als wenn der ruhigeren deutschen Art mehr Sinn für Gesetzlichkeit im Blute liege als dem Nachbarn. Auch die bei unsrer Volkserziehung tätigen Mächte sind ja starke Förderer der Selbstzucht, die dem Andern unter Wahrung der eignen Rechte willig das Seine gönnt. Aber der sozialdemokratischen Presse kann man den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß sie den grundsätzlichen Gegnern des tariflichen Arbeitsvertrags sehr reichlich Wasser auf die Mühle liefert. Die Behauptungen der Scharfmacher gehen ja dahin, die Arbeiterschaft nähme jedes „konstitutionelle" Zugeständnis des Unternehmertums nur als Abschlagszahlung entgegen, aber ihr unbequemen Pflichten aus dem Arbeitsvertrag wisse sie sich zu entziehen, wenn günstige Umstände ihrem Widerstreben gegen Vertragstreue zu Hilfe kämen. Derartiges kann der Leser allerdings in sozialdemokratischen Blättern als Ausfluß ihrer Klassenmoral genugsam lesen. Und daß eine solche Hetzarbeit bei Gewerkschaftlern wie Arbeitgebern den Lohntarifen keine Freunde schafft, liegt wohl auf der Hand. Solche Zeichen der Zeit sind auch im Buchdruckergewerbe trotz Tarifs zu Tage getreten. Wo die Gehilfenschaft sich der Prinzipalität gegenüber in offenkundiges Unrecht setzte, wie vor zwei Jahren bei dem Tarifbruch im Scherlschen Betriebe, da hat die sozialdemokratische Presse es für ihre Aufgabe gehalten, die ehrlichen Versuche der Tariforgane, den Frieden unter loyaler Wahrung der tariflichen Satzungen wiederherzustellen, zu schmähen und ihnen entgegenzuarbeiten. Wer fort und fort dem Arbeiter predigt, grundsätzlich im Arbeitgeber den Gegner zu sehen, stärkt damit bei den Prinzipalen die Zahl derer, die das „Herr im Hause" nicht kraß genug glauben betonen zu können. Wenn also heute die Zahl der Gewerbsangehörigen, die ehrlich den Frieden wollen, in beiden Lagern die ganz überwiegende ist, wie das in der letzten Tarifausschußsitzung vor wenigen Tagen noch mit erfreulicher Klarheit zu Tage trat, so ändert das nichts an der Tatsache, daß in den letzten Jahren mit der wachsenden Zahl „tariftreuer" Prinzipale und Gehilfen die innere Festigkeit des Tarifs nicht zugenommen hat. Sollte einmal bei einer der beiden Parteien der radikale Flügel aus irgendwelchen Gründen eine wesentliche Stärkung erfahren, so wird das Gleiche auf der andern Seite als Wechselwirkung fast automatisch eintreten, und mit dem Frieden im Gewerbe wird es vorbei sein.

Auch äußerliche Umstände können recht böse Klippen für den Tarif werden, wie die Verteuerung der Lebenshaltung. Naturgemäß werden die Lohnansprüche in solchen Fällen in die Höhe getrieben. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß die Prinzipalität, die selbst unter der Teuerung leidet, um ihrer Existenz willen den Ansprüchen der anderen Seite sich versagen muß.

Die erheblichen Lohnzugeständnisse bei der letzten Tariferneuerung fanden zum Teil ja auch in der Teuerung ihre Erklärung. Sie hatten bei den Prinzipalen eine arge Verstimmung herbeigeführt, die auf der Breslauer Tagung unter Anderm in der Einsetzung eines Tarifberatungsausschusses, der das Ganze des Tarifs einer Nachprüfung unterziehen soll, und in dem Beschluß, einen Fonds für besondere Zwecke zu begründen, ihren Niederschlag fand. Letzterer Punkt verursachte im Gehilfenlager große Erregung, vielleicht weil man hinter der Wahl der unbestimmten Bezeichnung um so gefährlichere Absichten vermutete. Der Verband seinerseits hat ja in den Friedensjahren einen ganz bedeutenden Schatz angesammelt, etwa 14 Millionen, oder auf den Kopf rund 200 Mk. Dieser Fonds, der Ueberschuß aus den hohen Gewerkschaftsbeiträgen, dient vielen sozialen Zwecken, zu denen gegebenen Falls aber auch der Lohnkampf gehört. Wenn die Prinzipale einen solchen Fonds bisher nicht hatten und sein Fehlen bei den mannigfachsten Anläßen unbequem hatten empfinden müssen, so ähnelte das einer politischen Lage, in der von zwei Nachbarn der eine wohlgerüstet ist, der andere für eine Störung des Friedens aber keine Vorbereitungen getroffen hat. Die Nachholung des Versäumten wird dem, der seine Kriegsbereitschaft teilweise wett gemacht sieht, nicht angenehm sein; aber im Ernste können derartige Schritte — auch bei den Prinzipalen wird der Fonds vielen Zwecken dienen — eher als Maßnahmen zur Befestigung als zur Gefährdung des Friedens gelten.

Daran, daß die Löhne der Buchdruckergehilfen und damit die Verkaufspreise der Buchdruckereien nicht ins Ungemessene steigen, haben in einem Kulturvolk gerade die geistig führenden Kreise ein erhebliches Interesse. Alle kulturellen Errungenschaften bedürfen zu ihrer Bekanntgabe, zur Werbearbeit usw. der Mitwirkung der schwarzen Kunst, und vielen segensreichen Bestrebungen, denen zumal in ihren Anfängen nur beschränkte Geldmittel zu Gebote stehen, würde durch eine übermäßige Verteuerung der Druckkosten kurzerhand der Lebensfaden abgeschnitten. Wissenschaftliche und alle anderen Druckerzeugnisse, deren Auflage nicht hoch bemessen werden kann, deren Gestehungskosten sich daher nur auf eine kleine Anzahl verteilen, leiden jetzt schon schwer unter der Verteuerung der Löhne. Zur Kennzeichnung der in der Friedenszeit tatsächlich erreichten Lohn-Erhöhung sei angeführt, daß der Gehilfen-Wochenlohn 1873 19,50 Mk. betrug, bei dem Tarifabschluß 1896 auf 21 bemessen wurde, bei der letzten Tariferneuerung aber auf 27,50 außer den Lokalzuschlägen für den Vollarbeiter gestiegen ist; daneben geht noch eine vierstündige Verkürzung der Arbeitszeit seit 1896 einher. Nun besteht ja mancher Orten die Ansicht, die technischen Fortschritte im Buchdruckgewerbe könnten die Lohnerhöhungen wieder wettmachen. Doch trifft die etwaige Erwartung, daß die Setzmaschine dem Publikum eine sonderliche Verbilligung des Handsatzes zu bieten vermöchte, in Amerika in ganz anderm Maße zu als in Deutschland. Diese zuerst überraschende Tatsache findet ihre einfache Erklärung dadurch, daß in der neuen Welt der Setzer einen Lohn in doppelter Höhe wie bei uns bezieht. Daneben hat die Setzmaschine wie

jede andere Maschine den Nachteil gegenüber der menschlichen Hand, daß ihre technischen Vorteile nur da zur Geltung kommen, wo sie von früh bis spät wesentlich für einenunddenselben Zweck ausgenutzt werden kann. Wenn die Setzmaschine also für die Tagespresse oder auch für Werke, die nur wenig Anlaß zu Korrekturen bieten, rentabel ist, so arbeitet sie bei häufigem Format- und Schriftwechsel, bei reichlichen Korrekturen, bei schlechtem Manuskript und dergleichen Fällen eher mit Nachteil. Der Umstand, daß der Buchdrucker allen Betätigungen des menschlichen Geistes nachzugehen hat und damit über eine so ungeheure Anpassungsfähigkeit verfügen muß wie kein andres Gewerbe, hat bisher die Aufsaugung der kleinen und mittleren Betriebe durch die Großbetriebe verhindert. Gewiß arbeiten die Entwicklung der Technik und die steigenden Gestehungskosten um die Wette an der Vernichtung der Kleinen, aber weite Gebiete werden ihnen wohl immer erhalten bleiben eben wegen ihrer größeren Anpassungsfähigkeit an die Wünsche der Kundschaft, soweit es sich nicht um sehr große Aufträge handelt. Jedenfalls aber haben Klein- wie Großbetriebe, und nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturstaaten, dringenden Anlaß zu den gleichen Klagen über geringe Rentabilität: sie steht zu den intensiven Ansprüchen an die persönliche Leistung und das Kapital der Buchdruckereibesitzer schon lange außer Verhältnis.

Bei dieser Misère trat wieder eine besondere Eigentümlichkeit des Buchdrucks zutage: was er dem Publikum bietet, ist niemals Selbstzweck, sondern er will nur der Vermittler dessen sein, was Andere mit seiner Hülfe der Oeffentlichkeit zu sagen haben. Damit fehlt dem Buchdrucker der Schutz, der sonst dem Erzeuger und Verkäufer einer Ware durch ihre Qualität zuteil wird. Und damit findet der Druck auf die Verkaufspreise seitens einer skrupellosen Konkurrenz, die durch Unterbietung neue Kundschaft erwerben will, und all die unsauberen Manöver, die vielleicht bei keinem zweiten Gewerbe einen ähnlichen Umfang angenommen haben, ihren wirksamen Hebel. Submissionen von Behörden und Privaten mit der Suche nach dem „Billigsten", unmotivierte Vergrößerungen bestehender Druckereien, Errichtung neuer über jedes gesunde Maß hinaus haben die Unfähigkeit und die Unlust zur Ermittelung ehrlicher und solider Preise allüberall auf den Gipfel getrieben. In dem blinden Drang, unbekümmert um die Zukunft der Sorge des Tages abzuhelfen, ist heutigen Tages die blödeste Rücksichtslosigkeit gegen die Fachgenossen und eine gerissene Ausnutzung der Schwächen des Publikums Trumpf.

Wenn aber kein Gewerbe unter der Selbstzerfleischung in unserm angeblich „sozialen" Zeitalter so schwer zu leiden hat wie das Buchdruckgewerbe, so darf der Deutsche Buchdruckerverein das große Verdienst beanspruchen, daß er es gewesen ist, der in ernstem Bemühen der ehrlichen Arbeit wieder ihren ehrlichen Lohn zu sichern suchte. Auf einwandfreier Grundlage an Hand der genauen Nachweise musterhaft geleiteter Betriebe des verschiedensten Umfangs wurden die tatsächlichen Geschäftsunkosten in ihrem prozentualen Verhältnis zu den gezahlten Löhnen ermittelt und sodann unter Nachweis der wirklichen Gestehungskosten ein Normal-Druckpreisetarif aufgestellt, der im allgemeinen einen Geschäftsgewinn von 10 Prozent vorsieht. Nicht für alle Drucksachen: bei manchen, wie Werk- und Zeitschriftendruck, sind die Verkaufspreise so tief gesunken gewesen, daß der Druckpreisetarif als erstrebenswertes Ziel erst die Erreichung der Selbstkosten für den Satz vorsieht. Und auch sonst sind die Normen des Preistarifs großenteils erst Ziele, die zu erreichen späteren Zeiten vorbehalten bleibt. Immerhin: eine festere Grundlage für die Preisgestaltung ist doch wieder gewonnen. Die Beschwerdeämter und Ehrengerichte erkennen nach den Normen des Preistarifs, die Berechnungsstellen des deutschen Buchdruckervereins rechnen nach ihnen, und der anständige Buchdruckereibesitzer, den hinterhaltiger Wettbewerb mit dem beliebten Vorwurf übermäßiger Preisforderungen bewarf, kann sich in den meisten Fällen schon durch Vorlegung des Druckpreistarifs oder durch Anrufung der Berechnungsstellen in den Augen des wohlwollenden Bestellers rechtfertigen.

Des wohlwollenden Bestellers, sagte ich. Denn für einen großen Teil des Publikums bestehen ja keine Rücksichten auf Recht und Billigkeit. Und doch ist es letzten Endes das Publikum, das darüber bestimmt, ob auf tariflichem Wege friedliche Vereinbarungen über das Arbeitsverhältnis von Arbeitgeber und -nehmer Platz greifen oder nicht. Bei einsichtsvoller Haltung der Kundschaft, die nichts Unbilliges vom Geschäftsmann verlangt, sondern für einwandfreie Arbeit in der bedungenen Lieferfrist einen angemessenen Preis zu zahlen bereit ist, wird der Gewerbetreibende auch an seine Mitarbeiter angemessene Löhne zu zahlen vermögen; daß dabei ein gesundes Maß gehalten und so leicht keine unbilligen Ansprüche an das Publikum gestellt werden, wird der wissen, der einen Einblick in die schwierige Lage des Gewerbestandes hat tun dürfen. Klagen über Abnahme von Treu und Glauben sind ebenso billig wie nutzlos; aufbauend zu wirken ist Jedermann in der Lage und berufen. Wenn reges soziales Verständnis von seiten des Publikums sich dem nüchternen Erwerbsleben gegenüber in die Tat umsetzen wollte, so wäre das gewiß eine gute Sache, wie z. B. die Wirksamkeit der weißen Käuferbunde in den Vereinigten Staaten erweist.

Wie anspruchslos auch die vorstehenden kurzen Ausführungen über die Zustände im Buchdruckgewerbe, dem sozialen Pfadfinder der Praxis, gemeint sind, so haben sie hoffentlich doch erkennen lassen, wie weit der organisatorische Rahmen gespannt sein muß, der ein Gewerbe ordnen soll: friedliche Regelung des Arbeitsverhältnisses, der Lohn- und andern Bedingungen, damit der Arbeitsertrag dem Arbeitgeber und Arbeiter nicht in nutzlosen Kämpfen verrinnt, und Regelung der Wettbewerbs- und Preisverhältnisse unter den Betrieben, damit der blöde Unverstand Einzelner nicht dem ganzen Gewerbe den Boden unterwühlt. Und Hand in Hand damit das Streben nach einem Vertrauensverhältnis zum Publikum, dadurch daß die Verkaufspreise nach ihren Gestehungskosten auf feste mäßige Normen gestellt werden.

Ich glaube, das organisierte deutsche Buchdruckgewerbe ist damit ehrlich bemüht gewesen, nach allen Seiten seine soziale Pflicht zu tun: — werden die sozial interessierten Elemente unter den Lesern es nun auch für die ihre halten, den Bestrebungen der Buchdrucker nicht nur selbst ein ehrliches Verständnis abzugewinnen, sondern es auch bei Andern wecken zu helfen?

Heinrich Bauer

Neue Glossen zum Balkankriege

Vom Balkan. Vgl. Nr. 7, 8 und 18

7. Einiges von Klerus und Kirche

Zu dem, was wir unter Klerus zu verstehen gewohnt sind, kann man eigentlich nur den höheren Klerus rechnen, dessen Vertreter die Bischofs- und Metropolitensitze inne haben oder die Anwartschaft darauf haben. Sie haben eine auch nach unseren Begriffen gute Schulbildung genossen und dann die theologische Schule auf Halki, einer der Prinzeninseln im Marmarameer bei Konstantinopel, besucht. Einige haben auch an der theologischen Fakultät in Athen, ja manchmal sogar in Deutschland studiert. An der theologischen Schule auf Halki lehren sechs Professoren, von denen vier in Deutschland an evangelischen und katholischen Fakultäten, einer in Frankreich, einer in Rußland ihre Vorbildung empfingen haben. So sehr es auch ihre Aufgabe ist, die überlieferte Lehre der ökumenischen Konzilien unverändert weiter zu geben, haben sie doch das Streben, eine Fühlung mit evangelischen und katholischen Theologen aufrecht zu erhalten.

Man muß bei griechischen Bistümern nicht an die Ausdehnung der katholischen Bistümer und bei griechischen Bischöfen nicht an die Machtstellung der katholischen Bischöfe in Deutschland denken. Griechische Bistümer sind zumeist wenig größer als ein Landratskreis in der Heimat, und die Bischöfe könnte man am ehesten mit unseren Superintendenten und Dekanen auf eine Stufe stellen. Oft sehr jung, noch Ende der zwanziger, kommt der junge Kleriker schon zur Bischofswürde, in der ihm der Titel: Hagiotate (Heiligster) zukommt. Sie sind zu einem guten Teil Verwaltungsbeamte und haben das Schulwesen, die Ehegerichtsbarkeit, die Beurkundung des Personenstandes, die Verwaltung des Kirchenvermögens, der wohltätigen Stiftungen,

Kranken- und Waisenhäuser, unterstützt durch einen Rat von Klerikern und Laien unter sich. Eine ihrer Hauptaufgaben war bisher die Vertretung der Interessen ihrer Diözesanen gegenüber der türkischen Regierung, und zu diesem Zweck waren sie ordentliche Mitglieder bestimmter Verwaltungskörperschaften, z. B. der Metropolit Mitglied des Vilajetsrats. Ihr Einkommen kann sich absolut nicht mit dem katholischer Bischöfe messen und schwankt je nach der Größe und Bedeutung ihrer Stellen zwischen 3600 bis etwa 15000 Mark.

Bei dem niederen Klerus ist als Vorbildung nur der Besuch einer Dorfschule, die Lesen und Schreiben vermittelt, erforderlich. Das Dorf wählt zumeist einen dieser Kenntnisse fähigen Mann, der meist nebenbei noch als Handwerker oder Händler einen Erwerbszweig hat, aus seiner Mitte, am liebsten Jemanden, der Jahrelang dem früheren Priester als Meßjunge gedient hat oder als Sänger bei der sonntäglichen Liturgie tätig gewesen ist. Dann hat er die erforderliche Kenntnis des Ganges der Liturgie und der bei ihr zu beobachtenden Zeremonien. Er wird dann vom Bischof oder Metropoliten bestätigt. Ein festes Einkommen genießt der niedere Kleriker nicht. Er ist nur auf die Kasualien, die Gaben bei dem monatlichen Weihen der Häuser und den Verkauf geweihter Kerzen angewiesen. Da er heiratet und Familie hat, so lebt er in sehr dürftiger kümmerlicher Lage. Man sieht sie auf dem Lande zumal als unsaubere, verlumpte Gestalten, oft auch als Bettler. Es ist natürlich, daß auf diese Weise viel fragwürdige, ja ganz unwürdige Personen in den Kirchendienst kommen, die durch ihr Leben der Kirche und dem Christentum keine Ehre machen. Und es ist begreiflich, daß ein Teil der Bevölkerung diesen niederen Klerus als Nichtstuer und Tagediebe innerlich verachtet. Etwas besser ist es ja in den größeren Städten, wo der niedere Klerus in seinem äußeren Auftreten und auch in seinem Wandel etwas höher steht. Aber auch bei geringen Anforderungen ist er bei weitem nicht seiner Aufgabe gewachsen, Führer der Gemeinde zu sein und ein Verständnis des christlichen Glaubens zu haben.

Bisher unter türkischer Regierung ging die ganze Arbeit des niederen Klerus darin auf, die Parochianen in dem Kampf zwischen Patriarchisten und Exarchisten der Nationalität zu erhalten. Man hatte die Religion in den Dienst der nationalen Selbsterhaltung gestellt, indem es den Patriarchisten ein Glaubenssatz wurde, daß nur sie die reine orthodoxe Lehre und damit die Bürgschaft des Himmels hätten. Und wo einmal etwa ein Griechenmädchen einen Türken heiraten und damit zum Islam übertreten wollte, hat der Klerus getan, was in seinen Kräften stand, dies gefährdete Glied dem Volkstum und der Kirche zu erhalten; ja, er ließ sogar, wenn alle Vermahnungen vergebens waren, zuletzt das Mädchen mit Gewalt heimlich wegbringen, um die Ehe zu verhindern. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß ein Teil des Klerus griechischer und bulgarischer Nationalität bei dem Bandenwesen und den Beziehungen der mazedonischen Bevölkerung zu Griechenland und Bulgarien eine Rolle gespielt und oft die Stellung von Vertrauensleuten gehabt hat. Man las früher manchmal von Verhaftungen dieses und jenes Klerikers wegen Beziehungen zu den Komitatschis. Und die Türken wiederum haben auch diesen und jenen als Spion gekauft, um durch ihn den übrigen Klerus überwachen zu lassen. Als die Griechen in Salonik einzogen, wurde wenige Tage später einer der griechischen Geistlichen unter der Anklage verhaftet, im Dienst der Türken Verrat an seiner Kirche und seinem Volk geübt zu haben.

Eine religiöse Unterweisung vermittelt bisher nur die Schule. Etwas, was unserem Konfirmandenunterricht entspricht, kennt die orthodoxe Kirche nicht. Die Schule steht allerdings völlig unter dem Einfluß der Kirche. In Dorfschulen wird die biblische Geschichte gelehrt. Auf den höheren griechischen Schulen, die für hiesige Verhältnisse recht hoch stehen, leiten Theologen den Unterricht, der die Geschichte des Alten und Neuen Bundes mit Lektüre des Neuen Testaments, die Glaubenslehre, die Liturgie und die Kirchengeschichte umfaßt.

Es ist keine Frage, daß die veränderten politischen Verhältnisse, das Aufhören der türkischen Herrschaft auf die Kirche Mazedoniens nicht ohne Wirkung bleiben werden. Die enge Beziehung und Abhängigkeit vom Patriarchen in Konstantinopel dürfte wohl nach Maßgabe der Beziehungen umgewandelt werden, wie sie heute zwischen der orthodoxen Kirche von Hellas und dem Patriarchen bestehen. Der Staat wird die Aufsicht über die Verwaltung der Kirchengüter und über den Klosterbesitz übernehmen. Der höhere Klerus wird auf seine politische Stellung, die er im türkischen Reich hatte, verzichten müssen. Dafür aber wird der niedere Klerus auf eine staatlich garantierte Besoldung und damit auf eine Hebung seines Standes und seiner sozialen Stellung rechnen dürfen, wenngleich es noch lange währen wird, bis es dahin kommt, daß jeder Kleriker der orthodoxen Kirche auch eine Predigttätigkeit ausübt. Der jetzige Metropolit von Salonik sprach sich über die Frage dahin aus, daß die orthodoxe Kirche der Predigttätigkeit durchaus wohlwollend gegenüberstände, und er selbst hat für die jüngste Fastenzeit 6 Prediger nach Salonik gerufen, die in verschiedenen Kirchen der Stadt an jedem Sonntag predigen. In erster Linie sei die Sache eine Geldfrage. Es dürfe nur predigen, wer ein Diplom von Halki oder einer auswärtigen Universität habe, und ehe nicht der Stand der Kleriker so gehoben sei, daß jeder Theologie studiert habe, könne an die Predigt als ständige Einrichtung der Kirche und Teil des Gottesdienstes nicht gedacht werden. Heute ist der sonntägliche Gottesdienst die Wiederholung der Liturgie und der Einsetzung des Abendmahls, die symbolisch die Heilsgeschichte, ich möchte sagen, wie ein Schauspiel vor Augen führen. Uns Protestanten berührt der Gesang des Chors und des Priesters in seiner mangelhaften Vortragsweise und seinen Melodien gewiß nicht sympathisch. Aber es ist ein Stück der Rechtgläubigkeit, an den alten Melodien und den alten manchmal ins selten Geschmacklose verfallenden Texten nichts zu ändern. Mancher wird glauben, daß die ewige Wiederholung der selben Sache religiös völlig wirkungslos ist. Aber die Gottesdienste sind gut besucht. Ich gebe gerne zu, daß das religiöse Leben in der orthodoxen Kirche etwas ganz anderes ist als in der protestantischen. Uns wird alle religiöse Beeinflussung auf eine Beeinflussung der Willensrichtung hinauskommen; dem dient Gesang, Gebet, Predigt; während in der orthodoxen Kirche der Gesang des Chors und der Priester, das Schauspiel mit seinem Pomp in dem Anwesenden eine gewisse religiöse Stimmung auslöst. Das ist ja wohl wenig, hat aber auch noch seinen Wert, wenn es der Menschenseele ein Ahnen gibt von Gottes Geist und Nähe.

Je mehr die griechische und überhaupt die orthodoxe Kirche ihrer national erhaltenden Aufgabe jetzt ledig wird, je mehr eine gedeihliche Entwickelung und ein Aufsteigen der Kultur in den Balkanländern eintreten wird, je mehr der Bildungsstand des ganzen Volkes sich hebt, um so mehr wird die Kirche vor die Alternative gestellt werden, entweder Paganismus zu werden, der mit dem Kulturleben der Gegenwart in keiner Berührung und Fühlung steht, oder sich zu reformieren und mehr religiöse Kräfte in sich zu entfesseln. Hindernd ist der konservative Zug des Orients. Verheißungsvoll ist die Berührung des oberen Klerus mit dem Protestantismus und die Bedeutung des Laienelementes in der Kirche, die im Gegensatz zur katholischen Kirche verhältnismäßig groß ist.

Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland

6. Die geistlichen Schulen

Damit ist das Bild noch nicht vollständig. Dazu bedarf es noch einer kurzen Erwähnung der geistlichen Bildungsanstalten. Um so mehr, als grade hier in den letzten Jahren bedeutende Umgestaltungen zum Teil geschaffen, zum Teil beschlossen worden sind. Schade bloß, daß der eine gute Griff, der dabei getan wurde, durch zehn Mißgriffe wieder wettgemacht werden mußte!

Es ist selbstverständlich, daß in diesen Anstalten die Scholastik herrscht: in der Akademie so gut, wie im Seminar. Wie es um die Lehrkräfte bestellt ist, läßt sich schon darnach beurteilen, daß die Leistungen eines Akademieprofessors noch nicht einmal so hoch eingeschätzt werden, als die eines Kanzleischreibers.

In den Akademien wars bis jetzt immer noch am besten

bestellt. Es gab da sogar eine bestimmte „Freiheit“. Wie weit die zuweilen reichte, zeigt folgendes Beispiel. Einem Mann wurde unlängst von der Moskauer Akademie für seine wissenschaftlichen Leistungen der Grad eines Magisters der Theologie zuerkannt. Der Beschluß bedurfte nur noch der Bestätigung durch den heiligsten Synod. Allein es gab Leute, die damit nicht einverstanden waren. Nicht im Synod. Der versteht meist nicht viel von solchen Dingen. Sondern in der Partei der „echtrussischen Leute“. Diese Leute, die sonst ganz tüchtig sind in der Wissenschaft, politische Gegner in den Himmel zu befördern, fanden die Magisterschrift ganz und gar ungenügend. Sie erhoben also Einspruch beim heiligsten Synod. Dieser setzte einen besondern „gelehrten“ Ausschuß ein, zur Prüfung dieser Frage. Der Ausschuß trat in seinem Gutachten ganz dem Urteil der „echtrussischen Leute“ bei. Und der heiligste Synod verwarf den Beschluß der Akademie und entzog dem Mann den verdienten Gelehrtengrad. Seit allerletzter Zeit ist in den Akademien noch weniger Platz für Männer der Wissenschaft. Sie werden fortan nur noch ein lustiger Tummelplatz sein können für Ritter und Helden vom Schlag des bekannten Professor Bronsow, der die russische theologische Wissenschaft zum Gespött gemacht hat vor aller Welt durch seinen gelungenen Nachweis des jüdischen Ritualmords aus den Evangelien und den Schriften der alten Kirchenväter.

Nur vorübergehend besaß die Akademie eine Art Selbstverwaltung, die allerdings schon von vornherein nur als „zeitweilige Maßnahme“ gedacht war. Das war, glaube ich, im Jahr 1907. Bereits im selben Jahr wurde die Schlinge auch schon wieder fester zugezogen, bis 1910 die völlige Erdrosselung erfolgte durch die neue „endgültige“ Verfassung, der im Jahr drauf noch ein paar neue „Ergänzungen“ angehängt wurden. Dadurch ist die Akademie völlig ausgeliefert in die Hände des Bischofs und seiner Helfershelfer: des Synods und des Rektors der Akademie. Der Synod ists, der die Lehrstühle besetzt. Der akademische Rat kann zwar Vorschläge machen. Der Synod braucht sich darum nicht zu kümmern. Er setzt die Dozenten ein und ab, ganz nach Belieben. Er schickt seinen eignen Vertreter zu allen akademischen Prüfungen. Die Inspektoren und sonstigen Verwaltungsbeamten werden vom zuständigen Bischof bestellt. Der akademische Rat hat ihm dabei nichts dreinzureden. Der Bischof kann sie auch zu jeder Tages- und Nachtzeit wieder entlassen, ohne deswegen Jemand Rechenschaft schuldig zu sein. Alle Beschlüsse des akademischen Rats bedürfen der Genehmigung des Bischofs. Der kann sie aber auch verwerfen und dem Rat seinen eignen Willen vorschreiben. Wo die letzte Entscheidung dem Synod zusteht, kann der Bischof diesem seine Entschlüsse zur Begutachtung und Annahme vorlegen. In „außergewöhnlichen Fällen“ ist er dagegen zu jeder „außergewöhnlichen Maßnahme“ berechtigt, die alle seine Machtbefugnisse überschreitet. Was an sonstigen Machtbefugnissen übrig bleibt, steht dem Rektor zu, der nicht gewählt, sondern vom Synod, dem Wunsch des zuständigen Bischofs gemäß, ernannt wird. Auch dem Rektor steht das Recht zu, in „außergewöhnlichen Fällen“ ebenfalls „außergewöhnliche Maßnahmen“ zu treffen. Der akademische Rat nimmt zwar auch fernerhin noch Teil an der Verwaltung der Akademie, aber nur „innerhalb der Grenzen seiner Machtbefugnisse.“ Das gesamte Leben, Denken und Tun der Studierenden ist bis in alle Einzelheiten hinein durch eine feste Ordnung bestimmt, die einen strengkirchlichen Geist züchten soll. Und damit die Streber nicht aussterben, sind an allen Akademien je zwei Stipendien gegründet worden für solche, die auch die Mönchskutte nicht verschmähen. Wie auch der Rektorposten an den Akademien den „gelehrten“ Mönchen vorbehalten bleibt. In Petersburg und Kasan sollen grundsätzlich auch Nichtmönche zugelassen werden. Aber das hat nur einen mehr wissenschaftlichen, denn wirklichen Wert. Die Petersburger Akademie hat, z. B., bis jetzt nur ein einzig Mal einen Vertreter der weißen Geistlichkeit zum Rektor gehabt. Zum zweitenmal wird das so bald nicht wieder geschehen, nach menschlicher Voraussicht. Jedenfalls sind diese Zuchtanstalten nur wenig geeignet, junge Menschen geistig und sittlich tüchtig zu machen für ihren zukünftigen schweren Beruf.

Die Eigentümlichkeit des geistlichen Seminars ist bereits oben hervorgehoben worden. Man will eben hier mit völlig unzureichenden Mitteln und Kräften Unmögliches erreichen. Ein Zeitraum von vier Jahren genügt nicht, um alles zu bewältigen, wozu im Gymnasium ganze acht Jahre benötigt werden. Man schneidert den Unterrichtsplan darum so zurecht, daß er paßt. Und dann ist das Ding auch darnach. Und die zwei (!) letzten Jahre reichen auch nicht aus, um den Zöglingen auch nur ein halbwegs gediegenes theologisches Wissen zu vermitteln. Immer wieder hört man die Klage: daß der Priester viel zu wenig, oder gar nicht bewandert sei in der heiligen Schrift, um den Sektierern mit Erfolg entgegentreten zu können. Was er von sonstiger Bildung aus dem Seminar mitbringt, das sind eben jene paar Pfauenfedern, die ihn zum allgemeinen Gespött machen. Das hat man endlich eingesehen und eine entsprechende Umgestaltung der sogenannten geistlichen Schule und des Seminars beschlossen. Die „geistliche Schule“, eine Art Proseminar, soll aus einer vierklassigen Bildungsanstalt zu einer sechsklassigen umgewandelt und den sechs Klassen des Gymnasiums möglichst angepaßt werden. Dadurch sollen dem Nachwuchs der Geistlichkeit die Wege gebahnt werden ins Gymnasium und in die Hochschule. Das Seminar soll dagegen aus einer sechsklassigen in eine vierklassige Schule verwandelt und zu einer rein theologischen Bildungsanstalt ausgestaltet werden. Der Gedanke an sich ist ganz ausgezeichnet. Er würde auch den Bedürfnissen so weit entsprechen. Wenn nur nicht die Art seiner Verwirklichung wieder alles zweifelhaft machen würde.

Wir haben es hier genau mit der gleichen Erscheinung zu tun. Eine Zeit lang wollte es scheinen, als sei ein Neues im Anzug. Allein gar zu bald erfolgte wieder der Rückschlag, der dem alten Geist eine ungeahnte Machtentfaltung brachte.

Im Synod besteht ein besondrer Ausschuß für Schulangelegenheiten. Unter dessen Mitgliedern gibts mitunter solche, die eine größere oder kleinere Erfahrung haben in diesen Dingen. Zwar hatte der Ausschuß bisher nicht allzu viel zu sagen. Immerhin war ihm ein bestimmter Einfluß auf die betreffenden Entschließungen des Synods eingeräumt. Nach einem Entwurf von Oberprokuror Lukjanow sollten seine Machtbefugnisse sogar noch erweitert werden. Aber Oberprokuror Lukjanow wurde bald „herausgeschmissen“, ganz richtig und wirklich. Und sein Entwurf ebenfalls. Und man weiß nicht, warum das Gleiche nicht auch mit dem ganzen Schulausschuß geschehen ist. Jedenfalls hat man ihn, seiner verdächtigen Neigungen wegen, kalt gestellt. Bisher war es, z. B., so, daß der Rektor des Seminars, sowie sämtliche Lehrer aus dem geistlichen Stand vom Synod ernannt wurden. Die „weltlichen“ Seminarlehrer wurden dagegen vom Ausschuß bestellt und vom Oberprokuror bestätigt. Dabei solls auch in Zukunft bleiben. Bloß, daß die Zahl der „weltlichen“ Lehrer ganz bedeutend eingeschränkt wird. Das ist aber auch so ziemlich der einzige Punkt, wo eine Mitwirkung des Ausschusses zur Geltung kommt. In allen übrigen Dingen wird er einfach ausgeschaltet. Im Grunde genommen, steht dem Bischof alle Herrschaft über das Seminar zu. Zwar werden Rektor und Lehrer vom Synod, oder vom oben erwähnten Schulausschuß ernannt. Aber einmal wird der Rektor vom zuständigen Bischof vorgeschlagen. Und der Synod wird sich hüten, dem bischöflichen Wunsch nicht zu entsprechen. Im Gegenteil. Der Bischof reicht dem Synod alljährlich ein ganzes Verzeichnis seiner Leute ein, damit er weiß, wen Seine Bischöflichen Gnaden bei Gelegenheit zum Rektor befördert wissen wollen. Zum Andern sind bei Anstellungen von Lehrern gesetzesgemäß in erster Reihe die Vorschläge des zuständigen Bischofs zu beachten. Zum Dritten werden die Verwaltungsbeamten, Inspektor und Erzieher, nicht mehr vom Schulrat gewählt, sondern vom Bischof auf Vorschlag des Rektors bestellt. Zum Vierten sind sämtliche Lehrer, außer den Andersgläubigen, falls es irgendwo solche darunter geben sollte, der Aufsicht des Bischofs unterstellt. Zum Fünften bedürfen alle Beschlüsse des Schulrats der bischöflichen Genehmigung. Zum Sechsten kann der Bischof seine Genehmigung versagen und dem Schulrat seine eigne Entscheidung aufzwingen. Zum Siebenten können die Vertreter der Geistlichkeit wegen „Pflichtversäumnis“,

oder auch aus jedem andern Grund vom Bischof aus dem Schulrat herausbefördert werden. Zum Achten steht dem Bischof überhaupt das Recht zu, in „außergewöhnlichen Fällen" — und was ist schließlich nicht außergewöhnlich? — auch „außergewöhnliche Maßnahmen" zu treffen, die über seine Machtbefugnisse hinausgehen. Und zum Neunten hat der Schulrat überhaupt gar kein Berufungsrecht gegen bischöfliche Entscheidungen. Das ist zwar noch nicht alles. Aber genügen dürfte es auch schon, um sich ein Bild davon zu machen. Dieselbe Ordnung besteht auch in der „geistlichen Schule" und in der bischöflichen Mädchenschule. Nimmt man nun noch all die Vorschriften und Bestimmungen hinzu, die das geistige und sittliche Wohl der Zöglinge „fördern und sichern" sollen, so hat man das Ungeheuer, das ein Menschenkind entweder erwürgen, oder in den Wahnsinn treiben muß.

Die Oeffentlichkeit kümmert sich bloß wenig drum. Aber es ist nichts Leichtes, was diese Aermsten in ihrem Kerker auszustehen haben. Das beweisen schon zur Genüge die Unruhen in den geistlichen Seminaren, die in den letzten Jahren immer häufiger und gefährlicher werden. So wurden, z. B., in einigen Seminaren große Kundgebungen veranstaltet anläßlich der Eröffnung der zweiten Duma. In einigen kam es zu Ausschreitungen gegen die Lehrer wegen Wiedereinführung der Prüfungen, die erst kurz vorher abgeschafft worden waren. Im Kasaner Seminar erlitt ein Lehrer arge Mißhandlungen. Die Prüfungen mußten an vielen Orten unter staatlichem Schutz abgehalten werden. Man vergesse aber nicht, daß dies alles nur Vorwände sind. Die Ursachen liegen viel tiefer. Im Moskauer Seminar wurden Bomben geworfen. Im Tambower Seminar wurde der Rektor verletzt. Im Woroneschér Seminar wurde der Inspektor verwundet. Im Saratower Seminar wurde der Inspektor ermordet. Der Rektor wurde sofort in Sicherheit gebracht. Er mußte in ein Kloster wandern. Die Zöglinge, die den Mord begangen hatten, benahmen sich wie Wahnsinnige. Sie schlugen alles kurz und klein und stürzten sich auf jeden los, der ihnen entgegenkam. Zuletzt mußte der Gouverneur herbeigerufen werden. Aber auch er vermochte sie nicht zu beruhigen. Entgegen aller Gouverneursart, behandelte er sie durchaus rücksichtsvoll und anständig. Die einzige Antwort darauf war ein wildes Gelächter Wahnsinniger. Was will man eigentlich noch mehr von diesen mißhandelten, gepeinigten, gemarterten Menschen, die obendrein auch noch ausgehungert sind? Ganz einfach ausgehungert! Der Lebensunterhalt im Seminar wird mit 12—13 Mark auf den Kopf berechnet. Davon weiß aber ein sparsamer Haushalter noch einiges zu ersparen, zur größern Ehre Gottes. Wie soll eine solche Schule einen ordentlichen, tüchtigen Priesterstand erziehen können?

K F

Verschiedenes

Aus dem Protokoll der Casseler Synode, das der Oeffentlichkeit nicht zugänglich sein wird, ist uns der auf die Fakultät Marburg bezügliche Teil der Verhandlungen zum Abdruck zugegangen. Die Synode fand statt vom 29. Oktober bis 9. November 1912. Im Namen des Gesamt-Synodalausschusses gab Superintendent D. Klingender am ersten Sitzungstage den Bericht über die Zustände der (drei) Kirchen des Konsistorialbezirks und sagte da laut dem Protokoll:

... Es wäre in unserer Zeit verwunderlich, wenn die theologischen Unterschiede und Gegensätze nicht auch in unserer Kirche hervorträten. Zwar ist man sich allgemein dessen bewußt, daß die Gemeinsamkeit in den Hauptstücken der evangelischen Lehre die Voraussetzung für das kirchliche und gottesdienstliche Leben der Gemeinde ist und deswegen ein Widerspruch oder eine Bekämpfung der kirchlichen Lehre im Pfarramt nicht ertragen werden kann; allein es ist eine selbstverständliche Folge der theologischen Unterschiede, daß bei manchem Prediger einzelne Stücke der kirchlichen Lehre in den Hintergrund treten und an Bedeutung verlieren, die anderen als unveräußerlich gelten. Dies hat zur Folge, daß in der Verkündigung und Lehre unserer Pfarrer große Unterschiede vorhanden sind, auch wo sie nicht zu Gegensätzen ausgeprägt sind. Aber es würde eine Verkennung der Wirklichkeit sein, wenn wir diese großen Verschiedenheiten übersehen wollten.

Im Unterschied von anderen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes haben sich die Geistlichen unseres Bezirks nicht in entgegengesetzte Heerlager gespalten. Dadurch ist unserem alten Kurhessen viel Verbitterung erspart geblieben. Aber größer noch ist der Gewinn, daß die gemeinschaftliche Arbeit auf vielen Gebieten die Personen näher zusammengeführt hat. Man hat sich auch bei großer Verschiedenheit verstehen und achten gelernt. Viele haben den Wert der kirchlichen Lehre und Ueberlieferung, der kirchlichen Sitte und Gewöhnung für das persönliche innere Leben und für das Gedeihen der Gemeinde anerkennen gelernt, und andererseits hat man Ursache gefunden, die Treue und Aufrichtigkeit, Wärme und Opferbereitschaft auch modern gerichteter Geistlicher zu achten.

Man darf aber nicht glauben, daß mit diesen persönlichen Berührungen und Anerkennungen die schweren kirchlichen Fragen, die vor uns liegen, schon beantwortet wären. Man wird sich gern gegenwärtig halten, daß wir alle in das Ganze des Evangeliums und der Glaubensüberzeugungen hineinwachsen und nicht mit einem Schlage fertig sind; auch wollen wir nicht übersehen, daß in dem einem Menschen wirklich zum inneren Eigentum gewordenen Teil des Evangeliums schon eine göttliche Kraft liegt. Deshalb kann man nicht erwarten, daß die Diener der Kirche mit einer nach allen Richtungen vollkommen durchgebildeten Glaubensüberzeugung in das Amt treten — sie ist in der Regel Ergebnis einer längeren Erfahrung —, und andererseits kann man überzeugt sein, daß auch eine noch nicht zu dieser Reife gelangte Lehre Segen bringen und zur Auferbauung der Gemeinde dienen kann. Aber man wird ebensowenig vergessen können, daß, wenn unsere Kirche auf den Namen einer Glaubensgemeinschaft Anspruch erheben will, es feste Grenzen geben muß, innerhalb deren sich die Predigt und der Unterricht, so gut als die Weise des gottesdienstlichen Lebens entfalten. Die Fragen in dieser Beziehung bewegen heute Tausende. Die Wellen dieser Bewegungen schlagen auch an unsere Gestade. Wir können nur wünschen und bitten, daß Gott alle miteinander innerlich verbinde, die zusammengehören, und daß er sie im Bekenntnis seines heiligen Namens fest erhalte gegen die Angriffe einer Lehre, die nicht dem Evangelium entspricht. Auch wird es unsere Bitte sein, daß die Auseinandersetzungen auf diesem Gebiet nicht durch fleischlichen Eifer verdorben werden. . . .

Das Protokoll meldet sodann vom 30. Oktober:

Hierauf lenkt der Synodale Schäfer [Metropolitan in Gelnhausen] die Aufmerksamkeit auf die Art, wie im Bericht des Gesamtsynodalausschusses die Einwirkung der kirchlich-theologischen Kämpfe der Gegenwart auf die Landeskirche besprochen wird. Der Geist der Duldsamkeit, der aus den betreffenden Ausführungen spricht, ist dankbar zu begrüßen. Das Fehlen theologischer Parteikämpfe in der hessischen Kirche könnte aus Mangel an geistigem, theologischem Interesse stammen. Das trifft aber wohl nicht zu. Vielleicht ist auch unser Kirchenbezirk zu klein, um zu Parteibildungen zu reizen. Das beste Mittel, theologische Gegensätze auszugleichen ist gemeinsame Arbeit. Hauptsächlich verdanken wir die Abwesenheit theologischer Parteikämpfe bei uns einmal der reservierten Stellung des Kirchenregiments zu den theologischen Gegensätzen im Pfarrerstand. Das ist gute Ueberlieferung in Hessen, die erhalten bleiben möge. Geistige Kämpfe soll man nur mit geistigen Mitteln führen. Daneben hat aber auch unsere theologische Fakultät in Marburg und besonders ihr führender Geist einen großen Teil des Verdienstes daran, daß wir Pfarrer bei allen Unterschieden doch in Einigkeit des Geistes bleiben. Die Fakultät wirkt in bestem Sinne positiv. Feste Grenzen sind in der Lehre gewiß zu ziehen. Es ist aber eine immer neu zu lösende Aufgabe, diese Grenzen zu finden, denn die Grenzen der theologischen Erkenntnis sind elastisch. Es ist gefährlich, wenn der Grenzschutz in den Händen aufgeregter Leute liegt, der nötige Grenzschutz muß in der Hand großer Weisheit und Liebe liegen. Solange Kirchenregiment und Fakultät sich bewußt sind, daß sie schließlich beide der Gemeinde dienen wollen, werden wir in Hessen auch weiterhin vor verbitternden Parteikämpfen bewahrt bleiben. Man soll nie vergessen, daß, wenn nicht der Vater, so doch der Geburtshelfer der Wahrheit auch der Irrtum ist.

Synodale D. Heitmüller spricht als Vertreter der Fakultät. Es wäre unnatürlich, wenn nach diesen Worten der Vertreter der Fakultät schweigen würde. Der Vorredner verdient herzlichen Dank dafür, daß er auf diese Stelle des Berichts hingewiesen hat. Mir ist gestern mein Herz warm geworden über der Haltung, die der Herr Vorsitzende zu dieser Sache eingenommen hat. Es war mein lebhafter Wunsch, daß wenn diese Stelle des Berichts überhaupt besprochen würde, eine Anerkennung für die weitherzige Betrachtung des Berichtes erfolgen solle. Ich bin dem Herrn Vorsitzenden im Interesse unserer theologischen Jugend sehr dankbar. Der Vorsitzende wird die Grenzen der Lehre vielleicht anders ziehen als ich. Aber das wird unser aller Beifall finden, daß er gerade in dieser Weise über die Frage gesprochen hat. Als ich aus der hannöverschen Kirche nach Hessen kam, war es mir sehr sympathisch, in Hessen keine solche theologischen Parteikämpfe zu finden wie anderswo. Ich möchte herzlich bitten, daß diese Art beibehalten werde. Das Fehlen bitterer Parteikämpfe in Kurhessen hängt wohl mit seiner Kleinheit zusammen. Da gibt es gemeinsame Arbeit, bei der man sich kennen und schätzen lernt. Aehnlich steht es in der württembergischen Landeskirche, deren Lebendigkeit zum Teil gewiß auf darauf zurückzuführen ist, daß die verschiedenen Strömungen und Richtungen in friedlichem Wetteifer ohne Verschleierung der Verschiedenheiten miteinander arbeiten. Dank schulden wir auch dem Kirchenregiment. Wir wünschen als Fakultät, daß die werdenden Pfarrer während des Studiums die Möglichkeit einer ruhigen Entwicklung haben. Es ist natürlich, daß die theologische Jugend in Nöte und Kämpfe hineingeführt wird. Da gilt es, daß die berufenen Faktoren alles tun, um diese unvermeidlichen Kämpfe zu fruchtbaren zu gestalten. Das wird geschehen, wenn die theologische Jugend auf Verständnis für ihre Nöte rechnen kann. Ich möchte die herzliche Bitte aussprechen, daß dieser Punkt des Berichtes nicht weiter besprochen wird, und daß die Synode ihre Zustimmung zum Ausdruck bringt. Das würde für unsere Arbeit eine lebhafte Förderung sein.

Das glaube ich versichern zu können, daß unsere Fakultät positiv aufbauende Arbeit leisten will, positive Arbeit des Glaubens im Sinne von Röm. 3, 28.

Königl. Kommissar Konsistorialpräsident v. Schenk: Nachdem von den beiden Vorrednern dem Kirchenregiment der Dank ausgesprochen ist, halte ich mich für verpflichtet, diesen Dank an die Kreise unserer Geistlichen und Gemeinden weiterzugeben. Ihnen ist es zu danken, daß wir in Hessen vor Erschütterungen bewahrt geblieben sind. Es ist nicht so sehr die Zurückhaltung des Kirchenregiments gewesen. Es sind die Pfarrer selbst, die uns darin unterstützt haben, in dem Bewußtsein, daß die Kanzel nicht dazu da ist, wissenschaftliche Kämpfe zum Austrag zu bringen. Von der Kanzel soll der Gemeinde Erbauung werden. Wir sind den Pfarrern dafür dankbar, daß sie das von dem Konsistorium unnachsichtlich durchgeführte Prinzip ihrerseits festhalten und die Kanzel von Erörterungen wissenschaftlicher Probleme freihalten, vielmehr diese in ihren Konferenzen besprechen. Die Kanzel ist zur Verkündigung des Wortes Gottes da. Wissenschaftliche Kämpfe müssen auf der Universität gelöst werden. Ich bin der theologischen Fakultät sehr dankbar, daß sie diese Fragen auf die Studenten beschränkt und sie nicht in die Gemeinden hineinträgt. Durch das Zusammenarbeiten auf dieser Grundlage ist das schöne Verhältnis erreicht worden. Unsere Gemeinden würden es auch gar nicht verstehen, wenn anders als in der bisherigen Weise fortgefahren würde.

Durch dieses Protokoll ist der ausgezeichnete Bericht der Chronik der Christlichen Welt 1913 Nr. 4, an den wir uns immer gehalten haben, offiziell bestätigt. — Natürlich sind die Reden der Herrn Schäfer, Heitmüller und v. Schenk keine Stenogramme, sondern Auszüge. Der Bericht des Herrn Klingender ist wörtlich. — Vgl. Christliche Welt 1912, 52, 1258; 1913, 7, 165. R

Zu Pfarrer Engelhardts Forderungen für eine andere Ausbildung der Pfarrer. Der Artikel Engelhardts in Nr. 19 geht vielfach von Erfahrungen aus, die rein örtlich und landes-kirchlich bedingt, zufällig-historischer Herkunft sind. Aber es bleibt genug übrig, was dem heutigen Fakultätenbetriebe grundsätzlich zu Leibe geht. Daran allein haftet unser Interesse.

Den Grund unsrer heutigen Universitätentheologie und Pfarrerbildung hat einst Melanchthon gelegt, Schleiermacher erneuert; über das, was dieser in seiner „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums" definiert hat, ist noch keiner unsrer modernen Reformer hinausgewachsen. Aber Eins sollte die Kirche tun; es wäre zugleich Ventil und Gerechtigkeit gegen die Sache. Sie sollte den Weg öffnen für Pfarrer, die nicht studiert haben. Die vielen, die durchs Fakultäts-Studium ins Pfarramt gehen, können gar nicht gründlich genug studieren. Aber für Etliche, die den Geist dazu haben, sollte ein Weg zum gleichen Dienst an der Gemeinde offen stehen ohne diese Vorbedingung. Ich weiß sehr gut, wie schwer das zu ordnen wäre, welche Enttäuschungen drohen — aber bleiben die der heutigen Praxis erspart? Ich weiß auch, daß man mit den befürworteten Ausnahmen schon seine Proben gemacht hat und wieder davon abgekommen ist. Dennoch, es steht eine religiöse Forderung hinter der Idee. Und der akademische Pfarrerstand sollte die Selbstverleugnung aufbringen, auf sie einzugehen. R

Kleine Mitteilungen. Am 4. Mai starb in Berlin Karl Schrader, der Vorsitzende des Protestantenvereins. Ein „Laie", der sich ganz einsetzte für eine freiheitliche Fortentwicklung unsrer Kirche, ebenso verständnisvoll wie opferwillig. Wir haben nicht viele solche Männer, sein Hingang müßte in unsrer ganzen Kirche als Verlust empfunden werden.

Nr. 18 der „Christlichen Freiheit" ist ganz Jatho gewidmet und von besonderm Interesse für Freund und Feind.

Auf die Frage „Wo?" oben Spalte 465 vor Schluß der Redaktion vom Verfasser die Antwort: „Mündlich". R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 26. Mai 4 Uhr im Kaiserhof: Religion und Sittlichkeit. Dr. Meyer-Benfey.

Nordhausen. Mittwoch 28. Mai 4 Uhr im Garten der Hoffnung: Das Religiöse in der Dichtung Schönaich-Carolaths.

Stade. Mittwoch 28. Mai 3/4 5 Uhr im Norddeutschen Hof: Entwickelung oder Wiedergeburt? Pastor Liermann-Bremervörde. Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Neuphilologe, höheres Semester, auch theologisch gebildet, sucht Beschäftigung als Privatlehrer. Näheres unter **E. V.** an den Verlag.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Hilfsprediger gesucht

Für die Kirchengemeinde zu **Hohen-Neuendorf** an der Nordbahn (Vorort von Berlin) wird zum sofortigen Antritt ein

ordinierter Hilfsprediger

gesucht. Gehalt 2400 Mk.

Meldungen an

Pfarrer Lehmann

in **Birkenwerder** (Bez. Potsdam)

Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt

Mittwoch, den 21. Mai 1913 in Halle a. S., Ev. Vereinshaus (Hotel Kronprinz), Kl. Klausstr. 16

Vormittags 11 Uhr Vortrag des Herrn Geheimen Konsistorialrat Professor DDr. Cornill aus Halle: Die neuesten Verhandlungen über das Wesen des Prophetismus. Aussprache.

Nachmittags 3 Uhr Vortrag des Herrn Pfarrer Stock aus Berlin-Lichterfelde: Die Heranziehung der Männer zum kirchlichen Gemeindeleben. Aussprache.

Die Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt will unter Ausschluß der Kirchenpolitik ihre Mitglieder und Teilnehmer theologisch fördern. Sie hält jährlich ein bis zwei Versammlungen ab, auf denen Vorträge einheimischer und auswärtiger Redner gehalten und besprochen werden.

Mitglieder-Mindestbeitrag 2 Mk. Zutritt zu einer Versammlung 1 Mk., für Studenten unentgeltlich.

Wichtige Neuerscheinungen

aus dem Verlage von

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

D H. von Soden: Die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte. **II. Teil. Text mit Apparat.** XXVIII, 908 S. Geheftet 32 ℳ; Halblederband 36 ℳ.
Preis des gesamten Werkes geh. 70 ℳ; geb. 86 ℳ.
Ein ausführlicher Prospekt kostenfrei

D Th. Steinmann, Dozent in Gnadenfeld: **Die Predigt von Schuld und Sünde im Zusammenhang modernen Denkens und Wertens.** 1913. Steif geh. 2,40 ℳ; geb. 3 ℳ.
(Zugleich: Prakt.-theolog. Handbibliothek hrsg. von Fr. Niebergall. Bd. 15)
Gerade die Begriffe Schuld und Sünde bereiten unserer Gegenwart eine gewisse Verlegenheit. Ein Theologe der Brüdergemeine, in der noch heutigen Tages dieses Stück unsers Vätererbes sehr lebendig ist, kann hier Anregung zu ernstlicherer Auseinandersetzung und Beschäftigung mit diesem Gegenstande geben, die dann weiter der Praxis des Amts zugute kommen.

Worte Christi. Predigten von Pfarrer **Th. Breit.** 1913. Steif geh. 1,35 ℳ
(Moderne Predigt-Bibliothek, hrsg. v. E. Rolffs X. R. 4. H.).

Bausteine für den Religionsunterricht herausg. von **Aug. E. Krohn** u. Dr. **U. Peters.**
Israelitische Vätergeschichten für die Kleinen erzählt von **Susanne Tank,** Lehrerin in Hamburg. III. R. 1. H.)
Jesaja. Von Lehrer **G. Meyer** in Hamburg. (I. R. 3. H.)
Jedes Heft 50 ₰ (in der Reihe 40 ₰.)

Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

„Los von Kant?"

Eine bahnbrechende Schrift von Moritz Bartsch
II. Teil der „Populären Philosophie", deren I. Teil „Was ein moderner Mensch von Kants Erkenntnistheorie wissen muß!" glänzend beurteilt wurde.
Preis 1 Mk. geh., 1.50 Mk. geb. — Prospekte umsonst
Durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag
Paul Schimmel in Breslau IX

Kinderheim Theodorshall bei Solbad Kreuznach

Angenehmer Landaufenthalt; neuerbautes Haus, an den Salinen und dem Walde gelegen; gute Verpflegung und Aufsicht, Solbäder im Hause. Das ganze Jahr geöffnet. Vor den Ferienmonaten gern zu Ermässigung bereit; auch für erholungsbedürftige junge Mädchen. Nähere Auskunft durch die Vorsteherin **M. Wenzel.**

Der Vorsitzende des Bundes deutscher Protestanten

Karl Schrader

ist am letzten Sonntag Abend nach kurzer Krankheit sanft entschlafen. Wir verlieren mit ihm einen der tapfersten Vorkämpfer für Gewissensfreiheit im kirchlichen Protestantismus. Unermüdlich hat er gearbeitet für die äußere Zusammenfassung aller freiheitlichen Protestanten und für die innere Umgestaltung der Kirche zu einem Hort geistiger und sittlicher Kraft in grundsätzlicher Gleichberechtigung aller Richtungen und weitblickender Weltoffenheit. Mit Rat und Tat unterstützte er alles, was aus selbständiger Kraft zum Licht sich durchdringen will, und baute gleichzeitig weiter an der überkommenen Form der Kirche. Als Präsident des Berliner Weltkongresses, wie als Vorsitzender unseres Bundes arbeitete er stets im Sinne des Protestantismus, wie er uns durch Kant und Lessing, Herder und Schleiermacher besonders lieb und wert geworden ist. Ein Stück alten klassischen Liberalismus haben wir mit ihm verloren. Er bleibt uns unvergeßlich. Ehren wir sein Andenken in gleichgesinnter, treuer Arbeit.

Der Direktor des Bundes
Traub

Vierte Tagung des Bundes Deutscher Jugendvereine zu Kiel

vom 18. bis 21. Mai 1913

Sonntag 18. Mai 6,30—9 Uhr Volkstümliche Wettkämpfe und Spiele auf dem Städtischen Sport- und Spielplatz. 1,30–5,30 Uhr Wettkämpfe und Spiele. — 6 Uhr Festgottesdienst in der Nicolaikirche. Predigt Pfarrer Fineisen, Remscheid. — 8 Uhr Familienabend im Saal des Kieler Turnvereins, Prüne 64/66.

Montag 19. Mai 8 Uhr Besichtigung der Stadt und Hafenrundfahrt. Gleichzeitig 9 Uhr Vorstandssitzung mit den Vorsitzenden der Landesverbände. — 3 Uhr Erster Vortrag: Nationale Jugenderziehung. Prof. Titius, Göttingen. — 8 Uhr Zweiter Vortrag: Aufgaben der Gehilfenvereine. Pastor Clemens Schultz, Hamburg. Erster Diskussionsredner Walter Classen, Auerbach i. V.

Dienstag 20. Mai 9 Uhr Dritter Vortrag: Mittel und Wege der Gemütsbildung der Jugend. Prof. Baumgarten, Kiel. — 3,15 Uhr Generalversammlung. — 6 Uhr Vierter Vortrag Aufgaben der Jung-Mädchenvereine. Pfarrer Zurhellen, Frankfurt a. M. — 8 Uhr Studentenversammlung: Die Verpflichtung der Gebildeten gegenüber unserer Jugend. Assessor Reimers, Berlin, Dezernent der Zentralstelle für Volkswohlfahrt.

Mittwoch 21. Mai 9—11 Uhr Besichtigung der Kaiserlichen Werft. Abfahrt nach Hamburg. Besichtigung des Hamburger Hafens und eines Ozeandampfers. — 9 Uhr Teilnahme am Vereinsabend bei Herrn Pastor Clemens Schultz, Hamburg, St. Pauli.

Diese Vorträge finden in Wriedts Etablissement, Sophienblatt 50 (3 Minuten vom Bahnhof entfernt) statt. An die Vorträge schließt sich jedesmal eine ausführliche Aussprache.

Teilnehmerkarten für die ganze Tagung 1 Mk., für den einzelnen Vortrag 50 Pf. Anmeldungen an Herrn Ludwig Martin, Kiel, Lehmberg 20.

Von Sonnabend, den 17. Mai nachmittags 4 Uhr an Auskunftsstelle in Wriedts Etablissement, Sophienblatt 50.

Während der Tagung Ausstellung von Handarbeiten die von Mitgliedern der Kieler Jugendvereine in freien Stunden angefertigt sind.

Nordseebad Büsum in Holstein
(Bahnstation)
Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.
Prospekte gratis durch Badekommission.
Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad

NEUIGKEITEN
aus dem Verlag von
J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

Lic. Dr. Albert Schweitzer, Professor in Straßburg i. E.,
Geschichte der Leben-Jesu-Forschung.
Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage des Werkes „Von Reimarus zu Wrede"
Mk. 12.—, gebunden Mk. 13.60

Albert Schweitzer's „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" stellt eine Neubearbeitung seines „Reimarus zu Wrede" dar. Die Uebersicht über die wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Gebiet der Leben-Jesu-Forschung erstreckt sich bis auf die jüngsten Werke. Berücksichtigung finden auch die psychiatrischen Studien über Jesus — da der Verfasser der „Leben-Jesu-Forschung" zugleich auch Mediziner ist — eine fachmännische Würdigung.

Im Verlag der **Vereinsbuchhandlung** in **Calw & Stuttgart** sind **neu** erschienen:

Der Christliche Glaube
(Dogmatik)
dargestellt von **D. Th. Haering,** Professor in Tübingen
Zweite Auflage. (4. und 5. Tausend)
734 Seiten gross Oktav. Broschiert Mk. 9.—, in Leinwand gebunden Mk. 10.—, in solidem Halbfranzband Mk. 11.—

☞ Dies ist eine **stark vermehrte** und **umgearbeitete** Auflage der Dogmatik (mit Literaturangaben), in der keine Seite völlig unverändert geblieben ist. Statt 616 Seiten der 1. Auflage sind es nun 734 Seiten geworden.

Der Ruf Jesu
53 Predigten
von **D. A. Schlatter,** Professor in Tübingen
23 Bogen Gross-Oktav. Gut gebunden Mk. 4.—

Diese Predigten machen den Reichtum und die Kraft der biblischen Grundgedanken, wie sie in Schlatters „Neutestamentlicher Theologie" und „Dogma" niedergelegt sind, erst recht eindrucksvoll und für ein größeres Publikum leichter verständlich. Sie bilden einen Gang durch das Leben Jesu von Weihnachten bis zur himmlischen Herrlichkeit Jesu. Ein besonderer Vorzug der Schlatterschen Predigten ist ihre Kürze.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 427 794 663 M. Vermögensbestand 158 648 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.